Lermontov, Mikhail IU'r'evich.

Michaïl Lermontoff's

Poetischer Nachlaß,

zum Erstenmal in den Versmaßen der Urschrift

mit Hinzuziehung

der bisher unveröffentlichten Gedichte

aus dem Russischen übersetzt

und mit einem biographisch-kritischen Schlußworte versehen

von

Friedrich Bodenstedt.

Zweiter Band.

Berlin, 1852.

Verlag der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.

Inhaltsverzeichniß

des zweiten Bandes von Lermontoff's poetischem Nachlaß.

I.

Lyrische Vorklänge.

Lermontoff's Klagegesang
am Grabe
Alexander Puschkin's.[1]

(Beim Tode des Dichters, 1837.)

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter —
Gieb, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter!
Räche den Dichter, straf' die Schlechtigkeit,
Schleudre den Blitz aus Deiner Zorneswolke,
Ein ewig leuchtend Denkmal allem Volke
Von Deiner sühnenden Gerechtigkeit!

Der Dichter wollte seine Ehre rächen,
Die er durch giftges Wort verletzt geglaubt,
Da traf ihn selbst das Blei, sein Herz zu brechen,
Zu beugen sein gewaltig Haupt,
Das zeugende, gedankenschwere.
O, warum mußt' auch er ein Sklav der Ehre,

Der Weise mit den Thoren sein!
Es spritzt' ihr Gift auf ihn die fremde Schlange,
Nun klagt ein Volk ob seinem Untergange,
Er starb, wie er gelebt — allein . . .

Er starb, noch in der Blüthe seines Lebens, —
Laßt um den Todten Euer Klaggeschrei:
Das Loben, Tadeln, Weinen ist vergebens,
Er hört es nicht, — es ist mit ihm vorbei!

Und ob er recht gethan, ob er gefehlt,
Daß er der falschen Schattenehre Bahn,
Die jedem hohlen Gecken aufgethan,
Zur Sühne der Verläumdung sich erwählt:
Das Schicksal hat die Rechnung abgeschlossen,
Des Dichters Herzblut ist dafür vergossen!

Man griff ihn an wo er am weichsten war,
Griff ihn bei seines Weibes Liebe an
Und machte ihn zu ihrer Ehre Richter; —
Er starb wie er gelebt — ein Mann.
Arm ward das Volk wo es am reichsten war:
Man nahm ihm seinen größten Dichter!

Und Manche jetzt frohlocken, daß er fiel,
Und rühmen gar den Mörder, der sein Ziel
So gut getroffen, und im kalten Muthe,

Fest, ohne Zittern, that den Mörderschuß,
Der unser Land geröthet mit dem Blute
Des liederreichen Genius ...

Ein leeres Herz schlägt stets in gleichen Schlägen;
Was sollte auch des Mörders Herz bewegen?
Ein Abenteurer kam er aus der Ferne,
Er nahm kein Herz mit sich, ließ keins zurück —
Rang sucht' er bei uns, Titel, Ordenssterne,
Denn unverständlich war ihm andres Glück.
Er fand was er gesucht in unsrer Mitte,
Er fand bei uns ein zweites Vaterland —
Sein Dank war: daß er sonst auf jedem Schritte
Was ihm begegnete, verächtlich fand.
Fremd blieb er unsrer Sprache, unsrer Sitte,
Das Volk war ihm ein Gegenstand des Hohnes,
Er suchte keine Gunst als die des Thrones.

Der für die eigne Heimat ohne Herz
Und Liebe, ward nicht anders anderwärts,
Ihm war das Freundesdach kein Heiligthum;
Er mochte zu der Unschuld Thränen lachen,
Des Gatten Herz in Eifersucht entfachen:
Kalt mocht' er auch mit frechen Händen
Ein reiches Dichterleben enden,
Das seines Volkes Stolz und Ruhm.

Weh', daß der Sänger dieser Schlange traute,
Die ihn aus seinem Paradies vertrieb —
Daß er den Teufel nicht durchschaute,
Dem er sich arglos selbst verschrieb!

Er, dem im Leben Keiner mochte gleichen,
Liegt kalt nun, eine Leiche unter Leichen.
Der in so lebenswahren Zügen
Des Menschenherzens Tiefen uns gezeigt,
Wie mochte ihn ein schlechter Geck betrügen,
Dem er vertrauensvoll die Hand gereicht!

Durft' er doch frühe schon den Lorbeerkranz
Nicht von der Dornenkrone trennen,
Und lernte mit der falschen Ehre Glanz
Die ganze Hohlheit dieser Ehre kennen ...
Was brauchte er sich um die Welt zu kümmern,
Ob sie auch tausendfach ihn angeklagt!
Nun liegt ein Tempel des Gesangs in Trümmern,
Blos weil ein giftger Wurm daran genagt!
Verstummt sind unsers Dichters hohen Lieder,
Und wie er sang, singt nach ihm Keiner wieder.

Mein Zar! ich werfe mich vor Deine Füße,
Um Rache fleh' ich, Rache für den Dichter;
Gieb, daß der Mörder sein Verbrechen büße,
Erhöre mich, sei ein gerechter Richter!

Straf' das Verbrechen, halt' ein streng Gericht,
Dein starker Fuß: die Schlangenbrut zertret' er,
Damit nachwachsende Geschlechter nicht
Wehklagen ob der Feigheit ihrer Väter —
Und nicht, die unser Heiligstes verletzen,
Sich bergen hinter schützenden Gesetzen!

Leicht mag die Katze eine Nachtigall
Zerfleischen mit der schleichend-scharfen Tatze,
Doch ihrer Stimme wonnevollen Schall
Ersetzt uns nicht das glatte Fell der Katze!

Was kümmert uns das Truggesetz der Ehre,
Was uns der fremden Abenteurer Muth?
Leicht machten sie des Dichters Herzblut fließen,
Doch unausfüllbar bleibt uns diese Leere,
Kein andres Blut ersetzt uns dieses Blut,
Und keine Kunst mag diese Wunde schließen ...

Es lebt ein ewiger, gerechter Richter,
Der wird, wenn wir die Missethat nicht rächen,
Auf unser Flehn in seinem Zorne sprechen:
Versiegen soll die Quelle Eurer Lieder!
Ihr wußtet nicht zu ehren Euren Dichter,
Zum zweiten Mal send' ich Euch keinen wieder!

Der Streit.

War im Kaukasus ein Streiten,
Daß es weithin scholl —
Der Kasbék und Schatt *) entzweiten
Sich in lautem Groll.

Zum Kasbéke hub der graue
Schattberg warnend an:
„Machte nicht umsonst der schlaue
Mensch dich unterthan!

Rauch'ge Hütten wird er gründen
An der Berge Hang,
Bald in deinen tiefen Schlünden
Schallt des Beiles Klang.

*) Schatt: — Elborus.

Und die Eisenschaufel schwingend,
In die Brust von Stein
Haut er, Erz und Gold erringend,
Seinen Schreckpfad ein.

Karawanen überwogen
Deine Höhen schon,
Wo nur luftge Wolken zogen,
Wo des Adlers Thron.

Ragst du jetzt auch stolz und prächtig,
Bald wird schwer dein Stand,
Hüte dich! dir volkreich, mächtig
Droht das Morgenland!"

— Dorther drohn mir nicht Gefahren!
Nahm Kasbék das Wort —
Tief, schon seit achthundert Jahren,
Schläft die Menschheit dort!

Schau: im Schatten seiner Haine
Der Grusin sich streckt,
Daß der Schaum vom süßen Weine
Sein Gewand beleckt.

Wo zum perlenden Kalljane
  Hoch der Springquell schäumt,
Auf dem schwellenden Diwane
  Träg der Perser träumt.

Hoch von Zions Bergesmauern
  Bis zum Meeresstrand,
Dehnt, von Gott verbrannt, in Trauern
  Sich ein todtes Land.

Weiter rollt der Nil, der gelbe,
  Ewig schattenleer,
Um der Kön'ge Grabgewölbe
  Glüh'nde Stufen her.

Und der Beduin, vom Jagen
  Müd, im Zelte ruht,
Singt ein Lied aus alten Tagen,
  Schaut der Sterne Glut.

Rings, zur Linken und zur Rechten,
  Liegt es müd und todt —
Von des Morgenlandes Mächten
  Droht mir keine Noth! —

„Preis' zu frühe dein Geschick nicht,
Nahm der Schatt das Wort;
Trübt der Osten deinen Blick nicht:
Schaue hin zum Nord!"

Still ist bei dem Wort geworden,
Trübe wird von Sinn
Der Kasbék, — zum fernen Norden
Starrt er schweigend hin;

Starrt in ahnungsbanger Regung,
Starret stumm und lang,
Sieht dort seltsame Bewegung,
Hört Geräusch und Klang:

Von der Donau bis zum Ural
Blitzt es, wogt's einher,
Ueberzieht es Feld und Flur all
Wie ein Völkermeer.

Drängt es bunt aus Staub und Qualme
Sich hervor ans Licht,
Schwanken weiß, wie Steppenhalme,
Federbüsche dicht.

Hinter stürmischen Ulanen
Schaaren Fußvolk ziehn,
Glimmen Lunten, flattern Fahnen,
Rasseln Batterien.

Kriegerische Bataillone
Nahn in dichten Reihn,
Zu dem Knarren der Kanone
Fällt die Trommel ein.

Und ein sturmerprobter Streiter
Führt das Heer ins Feld;
Zürnend mit den Augen dräut der
Greise Kriegesheld.

Massenhaft sich stets erneuend
Zieht's gewitterschwer,
Wie ein Bergstrom lärmend, dräuend
Nach dem Osten her.

Der Kasbék, den Heerbann zählen,
Der unzählbar war,
Wollt' er: — länger nicht verhehlen
Konnt' er die Gefahr.

Sah noch einmal bang, voll Grauen
Seine Berge an,
Zog die Mütze auf die Brauen,
Und schwieg ewig dann.

Sehnsucht.

Mürbe welken meine Glieder
In der feuchten Kerkergruft,
Gebt mein treues Roß mir wieder,
Gebt mir freie, frische Luft!
Mit dem Rosse will ich traben
Ueber Flur und Felsenrück,
Springen über Schlucht und Graben, —
Freiheit, Freiheit will ich haben,
Und ich schenk' euch euer Glück!

Bald, im Traum, frei auf den Wellen
Wieg' ich mich im leichten Boot,
Ueber mir die Segel schwellen,
Unter mir die Tiefe droht;
Welch ein herzerhebend Fühlen,
Frei zu schwimmen durch die Flut,

Wenn im Meer die Stürme wühlen,
Meine heiße Stirne kühlen,
Und des Herzens wilde Glut!

Bald, im Traum, im hohen Schlosse
Wohn' ich schattenkühl im Wald,
Rings von blumigem Gesprosse
Wogt es, blüht es mannigfalt,
In den weißen Marmorhallen
Perlt der Springquell silberrein —
Seh ihn träumend steigen, fallen,
Und sein Plätschern, Murmeln, Schallen,
Weckt mich auf und wiegt mich ein.

Laßt mich leben, statt zu träumen,
Streift die Fesseln von mir ab,
Laßt die Zeit mich nicht versäumen
Die mir Gott zur Arbeit gab.
Stark fühl' ich's in mir sich regen,
Doch der Schmerz der Fessel droht
Mir bei jeglichem Bewegen,
Und zum Fluch wird mir der Segen,
Und das Leben mir zum Tod!

Mürbe welken meine Glieder
In der feuchten Kerkergruft,
Gebt mein treues Roß mir wieder,
Gebt mir freie, frische Luft!

Der Dolch.

Ich lieb es, deinen kalten Glanz zu sehn,
Mein Dolch, mein Kampfgenoß, mein treuer Diener!
Zum wilden Kampfe schliff dich der Tschetschén,
Dich schmiedete zur Rache der Grusiner!

Es schenkte eine Lilienhand dich mir,
Als mich ihr Arm zum Letztenmal umschlossen,
Und — statt des Bluts — zum Erstenmal auf dir
Um mich geweinte Thränenperlen flossen.

Ihr schwarzes Auge in der Schmerzensflut
Bald trüb sich schloß, bald blendend funkelte:
Gleichwie dein Eisen bei des Feuers Glut
Bald Blitze warf, bald sich verdunkelte.

Zum Pfande treuer Liebe weihte mir
Ihr Auge dich, das thränenfeucht verklärte:
Drum liebend ewig treu sein will ich ihr,
Ja, fest wie du, mein eiserner Gefährte!

Das Schiff.

Einsam auf blauer Wasserwüste
Ein segelweißes Schiff sich wiegt,
Was trieb es fort von heim'scher Küste,
Daß es zu fremden Landen fliegt?

Ihm schnaubt die Flut, der Sturm entgegen,
Bald kracht es vorwärts, bald zurück —
Es sucht kein Glück auf fremden Wegen,
Ließ in der Heimat auch kein Glück.

Die Wasser unter ihm sich thürmen,
Durch Wolken sieht die Sonne zu,
Es läßt sich schaukeln von den Stürmen,
Als fänd' es in den Stürmen Ruh.

Mein Vaterland.

Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eigner Art, die zu bemeistern
Nicht mehr vermag der prüfende Verstand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeistern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
Ich liebe nicht die stolze Zuversicht
Die sich auf Bajonette stützt — auch nicht
Den Heilgenschein des Ruhms aus alten Tagen,
Davon die Lieder melden und die Sagen.

Doch liebe ich, — weiß selbst nicht recht warum —
Der endlos wüsten Steppen kaltes Schweigen,
Wenn welk die Halme sich zur Erde neigen
Und nichts erschallt als Zwitschern und Gesumm.
Gern hör' ich auch der Wälder nächtig Rauschen,
Mag gern dem Wellgetös der Ströme lauschen,
Wenn sie im Frühling eisesfrei umher
Die Lande überschwemmen wie ein Meer.

Ich lieb' es auch, durch Dorf und Feld zu jagen,
Den Weg zu suchen durch das nächt'ge Dunkel,
Wo keiner Antwort giebt auf meine Fragen
Als ferner Hütten zitterndes Gefunkel.
Den Stoppelbrand der Felder seh' ich gerne,
Die weißen Birken an der Flüsse Borden,
Die Karawanenzüge aus der Ferne
Der wandernden Nomadenhorden.

Mit einer Freude die nicht Alle kennen,
Seh' ich im Herbst die korngefüllten Tennen,
Das Bauerhaus mit strohbedecktem Dache,
Geschnitzten Läden vor dem Fensterfache.
Und Sonntags gern in träumerischer Ruh
Seh' ich dem Lärm betrunkner Bauern zu,
Wenn stampfend sie im Tanz die Schritte messen,
In Lust und Lärm der Woche Qual vergessen.

Duma.

(Betrachtung.)

In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wüst.
Zum Guten wie zum Bösen sind wir träg',
Altkluge Kinder mit des Alters Schwächen,
Kaum aus der Wiege, haben wir schon viel
Von unsrer Väter Weisheit und Gebrechen,
Ermüdet uns das Leben wie ein Weg,
Der endlos-eben fortläuft ohne Ziel —
Ermüdet uns gleich einem fremden Feste,
Dem wir zuschauen, theilnahmslose Gäste:
Wir wollen fremdgereifte Früchte pflücken,
Und ohne Kampf soll uns der Sieg beglücken.

Wir selbst sind gleich der Frucht, die ungereift
Vor ihrer Zeit vom Baume abgestreift,
Und fallend zwischen Blumen hängen bleibt,

Nicht den Geschmack erfreuend, nicht den Blick —
Und kommt die Zeit wo Alles blüht und treibt,
Trifft sie nur der Verwesung früh Geschick!

Verdorrt ist unser Geist von unfruchtbarer Kenntniß,
Feig übertäuben wir in trauriger Verblendniß
Was laut zum Bessern mahnend in uns spricht.
Wo es das Gute gilt, sind wir am trägsten,
Wir haben Heuchlerlarven für den Nächsten,
Und für uns selbst den Muth der Wahrheit nicht!

Wir haben nicht die Kraft der Leidenschaft,
Und auch nicht der Entsagung Willenskraft.
Feig fürchten wir die Menschen mehr als Gott,
Und weniger die Sünde, als den Spott.

Kaum nippten wir am Becher des Genusses,
Und schon ist unsre junge Kraft verflogen,
Wir haben aller Lust, aus Furcht des Ueberdrusses,
Für immer schon den besten Saft entsogen.

Kalt, ungerührt läßt uns das wahrhaft Schöne,
Der Dichtung Träume und der Kunst Gestalten,
Und des Gesanges weihevolle Töne
Sind für uns nicht ein Quell der Seligkeit.
Wir suchen ängstlich in uns festzuhalten
Die Reste des Gefühls vergangner Zeit.

Das Gute keimt in unsrer Brust vergebens,
Früh streift sich von uns ab der Blüthenstaub des Lebens;
Wir bergen unsre Gaben nutzlos, still,
Und lieben, hassen, wie's der Zufall will.
Kalt bleibt die Seele, das Gemüth,
Derweil das Blut in unsern Adern glüht.

Wir lächeln ob der Väter derber Lust,
Sehn spöttelnd in die alte Zeit zurück,
Derweil wir selbst uns keines Ziels bewußt,
Zum Grabe eilen ohne Ruhm und Glück.

So leben, sterben wir, geräuschlos, unbewundert,
Und spurlos durch die Welt eilt unser Fuß,
Kein zeugender Gedanke bleibt von uns dem Jahrhundert,
Kein Denkmal eines Genius.

Und unser Staub wird von der Nachwelt einst geschändet
Durch Epitaphe voll gerechten Hohnes,
Der Zornes-Ausdruck des betrognen Sohnes,
Daß ihm der Vater alles Gut verschwendet.

An A. D. Smirnoff.

Fern habe ich dir immer viel zu sagen,
Bin ich bei dir, möcht' ich dich immer hören —
Dein ernstes Schweigen kann ich nicht ertragen,
Und wag' es schweigend doch auch nicht zu stören.

Was soll ich thun? nie wird dein kluges Ohr
Sich meinem ungeschulten Wort bequemen —
Es käme wirklich mir zum Lachen vor,
Müßt' ich mich nicht darüber schämen!

Kleine Betrachtungen.

I.

Ich bin an meinem Lande kein Verräther,
Und nicht unwürdig bin ich meiner Väter,
Weil ich nicht euch in allen Stücken gleiche,
Und nicht wie ihr auf fremden Krücken schleiche!

II.

Weil ich bei ihrem Thun vor Scham oft roth bin,
Mir nicht Musik erscheint Geklirr von Ketten,
Und mich nicht lockt der Glanz von Bajonetten:
Behaupten sie, daß ich kein Patriot bin!

III.

Weil ich nicht ganz von altem Korn und Schrot bin,
Und nicht mit jedem Schritte rückwärts gehe:
Behaupten sie, daß ich kein Patriot bin,
Mein Land nicht liebe und es nicht verstehe!

IV.

Sie haben recht, — der Teufel mag's verstehen —
Am schnellsten gehn bei uns, die rückwärts gehen,
Weil schneller sie zu ihrem Ziele kommen,
Als ich der vorwärts seinen Weg genommen!

V.

Gott segnete mit Augen mich und Füßen —
Doch als ich auf den Füßen gehen wollte,
Und als ich mit den Augen sehen wollte,
Mußt' ich's im Kerker als Verbrechen büßen.

VI.

Gott gab mir eine Zunge, aber als
Ich reden wollte, ging's mir an den Hals!

Es ist ein eigen Ding in meinem Land,
Und wundersamer Brauch im Schwunge hier;
Der Kluge braucht zur Dummheit den Verstand,
Zum Schweigen seine Zunge hier!

Ein Testament.

Ich wollte leben in der Welt,
Bruder, wie du, allein,
Doch wird noch — sagt man — in der Welt
Nur kurz mein Leben sein!
Treibt bald nach Haus dich dein Geschick,
Liegt schon mein Leib in Trümmern,
So sieh . . . doch glaub' ich, *mein* Geschick
Wird Wenige bekümmern.

Wenn aber Jemand — wer's auch sei! —
Verlangt nach meiner Kunde,
Sag' ihm, mich traf ein tödtlich Blei,
Daß an der schweren Wunde
Ich starb für meinen Zaren,
Was sehr den Tod versüße, —
Daß schlecht die Aerzte waren,
Und ich die Heimat grüße.

Die Eltern sind wohl lange schon
In's feuchte Grab gesenkt,
In Reue fühlt der ferne Sohn
Wie oft er sie gekränkt;
Doch triffst du sie im Leben gar
Noch an auf deinem Wege,
So sprich: wohl oft zum Schreiben war
Der ferne Sohn zu träge.

Bald war er träg', bald mußt' er auch
Hinweg mit den Standarten —
Es war beim Heere niemals Brauch
Auf euren Sohn zu warten —
Doch hat er oft wohl in der Schlacht,
Im Kampfgewühl und Feuer,
Der fernen Eltern treu gedacht,
Er hielt sie lieb und theuer!

Sie hatten eine Nachbarin,
Du denkst wohl ihrer noch —
Und kommt's ihr auch nicht in den Sinn
Nach mir zu fragen — doch
Sag' Alles was du weißt von mir,
Gesteh' ihr's frei und ehrlich —
Entlockt es auch viel Thränen ihr . . .
Es ist nicht sehr gefährlich!

Der Gräfin Rastoptschin.

Ich glaube, Freundin, daß wir Beiden
Sind unter Einem Stern geboren —
Geplagt hat uns dasselbe Leiden,
Dasselbe Träumen uns verloren! . . .
Ich konnte meine Glut nicht dämpfen,
Ward früh dem edlen Ziel entrückt,
Vergaß in unfruchtbaren Kämpfen
Was in der Jugend mich entzückt.
In ew'ger Trennung banger Ahnung
Fürcht' ich, das Herz mir zu befrein,
Fürcht' ich, der trügerischen Mahnung
Des Wiedersehns mein Ohr zu leihn.

So läßt der Zufall wohl zwei Wellen
Im Südwind eine bei der andern
Hinab zum fernen Meere wandern —
Da plötzlich in dem Lauf, dem schnellen,
Streckt sich dem Wellenpaar entgegen
Ein Stein, es trennend auf den Wegen . . .

Und sie, die beide lang gemeinsam
Gewandelt, tragen trüb und einsam
Zum Ufer jetzt ihr kaltes Leid,
Verschwimmen in dem Flutgetriebe
Jetzt ohne Mitleid, ohne Liebe,
Mit ihrer ew'gen Zärtlichkeit,
Mit ihrem Murmeln, ihrem Schäumen,
Und ihres Lebens bunten Träumen.

II.

Gedichte epischer Gattung.

Der Dämon.

Erster Theil.

I.

Der Dämon flog in Weh und Klage
Ueber die sünd'ge Erde hin,
Erinnerungen beßrer Tage
Drängten sich auf vor seinem Sinn.
Das Bild der Zeit erschien vor ihm,
Der seligen im Paradies,
Da er, ein reiner Cherubim,
Nach der Musik der Sphären lauschte,
Der Sünde Pfad noch nicht betreten
Darum der Schöpfer ihn verstieß;
Noch mit den flüchtigen Kometen
Liebäugelte und Grüße tauschte,
Und aus der blauen Himmelsferne
Hinabsah auf die Karawanen
Der in den Raum geworfnen Sterne,
Der wandelnden auf ew'gen Bahnen.
Da er noch liebte und noch glaubte,
Der Schöpfung selger Erstgeborne,
Zu ungetrübtem Glück Erkorne,
Das keine Furcht und Angst ihm raubte; —

Da ihn der Zweifel noch nicht quälte,
Da er die Jahre noch nicht zählte
In ihrem langen, schweren Lauf.
Und manches Bild stieg vor ihm auf
In seinem wildbewegten Innern,
Bis zu der Stunde seines Falles —
Doch fehlte ihm die Kraft, an Alles
Was er gelebt, sich zu erinnern.

II.

Und lange so in trübem Muthe
Mußt' er die öde Welt durchwandern;
Wie uns Minute auf Minute,
Folgt ein Jahrhundert ihm dem andern
In drückender Einförmigkeit,
Und bleiern lag auf ihm die Zeit;
Gleichgiltig wurde ihm das Leben
Und alle Macht die ihm gegeben.
Wohl sä't' er Böses aus unsäglich,
Doch ohne Freude, denn er fand
Auf Erden nirgends Widerstand —
Das Böse ward ihm unerträglich.

III.

Und fort mit seinem Groll und Weh
Flog der vom Paradies Verbannte
Auf zu den Höhn des Kaukasus,
Wo der Kasbék zu seinem Fuß,
Umhüllt von ew'gem Eis und Schnee,
In diamantnem Feuer brannte.
Und wie ein dunkler Felsenspalt,
Der Bergesschlangen Aufenthalt,
Gähnt unten Darïél, die Schlucht,
Durch die in ungestümer Flucht
Der Térek springt, und heult und bäumt,
Wie eine Löwin, und es schäumt
Das Wasser, daß man hochgemähnt
Der Löwin Hals zu sehen wähnt.
Der Wildniß Thiere ängstlich lauschten
Wie drohend wild die Wellen rauschten
In ihren strauchbewachsnen Borden.
Und goldumsäumte Wölkchen zogen
Vom Süden her am Himmelsbogen —
Leicht durch die Lüfte gleiten sie,
Den Strom auf seinem Zug nach Norden

In schnellem Flug begleiten sie.
Und wildverschobne Felsenhänge
Schau'n in geheimnißvoller Ruh
Dem nimmerruhenden Gedränge
Und bunten Spiel der Wellen zu.
Und durch den dichten Nebel dort,
Schwarz von den Felsen her, den hohen,
Die Thürme alter Burgen drohen,
Die Riesenwächter an den Pforten
Des Kaukasus. Und allerorten
In wilder Schöne lag's umher
In der Natur. Der böse Geist
Sah mit verächtlich stolzem Sinn
Auf Gottes schöne Schöpfung hin.
Sein spähend Auge weitum kreist,
Schaut all die Wunder mannichfalt,
Doch Alles läßt ihn stumm und kalt ....

IV.

Und sieh, vor seinen Blicken nah
Ein neues Zauberbild erstand,
Vom hellsten Sonnenlicht beschienen:
Die blühende Georgia,
Das wunderreiche Hügelland
Mit seinen Felsen und Ruinen,
Umrauscht von immergrünen Wäldern;
Mit seinen fruchtbeladnen Feldern;
Mit seinen blumenreichen Flächen,
Durchrauscht von Bächen, silberreinen —
Drin sich die Wellen schallend brechen,
Im Kampf mit bunten, glatten Steinen;
Und hohe Rosenbüsche strecken
Die Wurzeln in das Wellgetriebe.
Vielstimmig aus den Rosenhecken,
Und lauter als der Wellen Schallen,
Klingt der Gesang der Nachtigallen
Zum Preis der Schönheit und der Liebe.
Thalsohlen, blumenmattige,
Umragen, schützend vor der Hitze,
Platanen, weitum schattige,
Um die, bis zu der höchsten Spitze

Der Epheu dick und voll sich schmiegt.
Der Hirsch im kühlen Dickicht liegt.
Es hauchen tausend Pflanzen Duft
Balsamisch durch die warme Luft.
Im Sonnenglanz die Blätter glimmen,
Es klingt und zittert durch den Wald
Und wiederhallt rings mannichfalt
Wie ein Geräusch von hundert Stimmen.
Und nach der Mittagssonne Schwüle
Und ihrem blendend hellen Glanze:
Folgt eine wollustsüße Kühle,
Beleben neu sich Blum' und Pflanze,
Frisch von dem nächt'gen Thau befeuchtet.
Und durch den feinen Nebel ferne
Georgiens Sternenhimmel leuchtet
Wie seiner Töchter Augensterne.

Des Dämons Auge, spähend kreist es
Weit über Berge, Strom und Flur;
Doch alle Schönheit der Natur
Geht an dem Blick des bösen Geistes
Vorüber ohne freud'ge Spur,
Erweckend Geist und Mißgunst nur
In ihm, dem alle Werke Gottes
Nur Ziele seines Hasses, Spottes.

V.

Erbaut vom greisen Gudal stand
Ein hohes Schloß am Bergesrand,
Von einem breiten Hof umschlossen.
Es dauerte manch saures Jahr
Das Schloß zu bauen, und es war
Manch bittre Thräne wohl geflossen,
Eh' Gudal's armer Sklaventroß
Vollendete das reiche Schloß.
Es legte Morgens sich sein Schatten
Weit auf des Abhangs grüne Matten;
Und dort, wo in den Fels gehauen,
Die Stufen hoch vom Thurm, dem grauen,
Hinab bis an den Rand des tiefen,
Grüneingerahmten Stromes liefen:
Dort in die weiße Tschadra leicht
Gehüllt, die junge Fürstin schleicht,
Tamara, zu des Stromes Rand,
Ein Wasserkrüglein in der Hand.

VI.

Sonst stumm und finster schaute immer
Das Schloß herab vom Bergeshang —
Doch heute strahlt's in buntem Schimmer,
Schallt hell von Spiel und von Gesang.
Gudal vermählt sein einzig Kind —
Die Zweige seines Stammes sind,
Und noch dazu viel andre Gäste,
Versammelt beim Vermählungsfeste,
Und auf dem Dach des Hauses sitzt
— Nach üblich-alter Landessitte —
Die Braut in ihrer Freunde Mitte,
Von Pracht und Reichthum Alles blitzt.
Dick liegen Teppiche gebreitet,
Rings schimmern reiche Stoffe viel,
Und festlicher Gesang begleitet
In lautem Chor das Saitenspiel.
Roth schäumt der Wein im Goldpokale;
Schon bald zu Ende geht der Tag,
Der Sonne glühroth Glanzgestrahle
Schon halb verhüllt vom Berge schien.
Und lauter wird das Festgelag,
Es nimmt die Braut ihr Tamburin,
Läßt's auf der rechten Hand sich drehn,

Folgt mit den Augen der Bewegung,
Und dreht sich selbst — bleibt wieder stehn —
Und zittert, glüht in süßer Regung.
Es lauscht das feine, kluge Ohr,
Hört's auf den weißen Fingern klingen;
Es hebt das Köpfchen sich empor,
Sieht's auf den weißen Fingern springen —
Die Wimpern neidisch jetzt verdunkeln
Auf einen Augenblick das Funkeln
Des Flammenaug's; die glatte Stirne
Glänzt weißer als der Schnee der Firne.
Also in kindlich frohem Sinn
Treibt sie ihr Spiel — bald bleibt sie stehn
In wunderbarer Majestät,
Des Festes junge Königin,
Als ob sie huldvoll Jeden grüße.
Auf's Neu' beginnt sie sich zu drehn,
Der schlanke Körper schwankt und wiegt sich,
Der Blume gleich im Gartenbeet,
Der linke Arm in Anmuth biegt sich;
Leicht schweben ihre kleinen Füße
Ueber den weichen Teppich hin.
Es mag der Strahl des Monds, des bleichen,
Der glanzvoll schon sein Haupt erhebt,
Sich jenem Lächeln nicht vergleichen,
Das um Tamara's Lippen schwebt.

VII.

Ich schwör' es bei der Mitternacht,
Bei aller Sterne Glanz und Schimmer,
Beim Auf- und Niedergang des Lichtes:
Dem Schach von Persien hat nimmer
In Liebe solchen Angesichtes
Holdselig Augenpaar gelacht —
Nie einen Herrscher auf der Erde
Bezaubert solche Huldgeberde!
Nie mochte auch in Haremsräumen
Wohl in der schwülen Mittagsglut,
Des Springquells Diamantenflut
Solch wonniglichen Wuchs umschäumen.
Nie hat auch eine ird'sche Hand
Solch üppig, weiches Haar wie dieses,
Um solche feine Stirn geschlungen —
Nie, seit das Glück des Paradieses
Von dieser sünd'gen Erde schwand,
Ist solche Blume aufgesprungen
Im sonnenhellen Morgenland!

VIII.

Die Jungfrau tanzt zum letzten Male ...
Schon vor dem nächsten Morgenstrahle
Erwartet sie ein andres Loos,
Wird Gudal's Tochter fortgetrieben
Aus ihrer Heimatberge Schoß,
Fort aus dem Kreise ihrer Lieben —
Es soll das lebensfrohe Kind
Sich seiner Freiheit Lust begeben,
Und ernst in strengen Pflichten leben, —
Die Jugend flieht gar zu geschwind!
Tamara denkt wohl hin und wieder
Jetzt an ihr künftiges Geschick —
Dann schlägt sie ernst das Auge nieder,
Und feucht verdunkelt sich ihr Blick.
Doch stets so voll von Harmonie
War jede Stellung ihrer Glieder,
Daß selbst der Dämon — hätt' er sie
Mit ihren engelreinen Mienen
Erblickt — geglaubt es sei vor ihm
Ein altbekannter Cherubim
Aus seiner Himmelszeit erschienen!
Er wäre seufzend umgekehrt
Von Reue und von Gram verzehrt.

IX.

Der Dämon sah sie . . . lange stand er
In unaussprechlicher Bewegung,
Und staunend keine Worte fand er
Für seines Herzens wirre Regung,
Doch horch! ein weihevoller Ton,
Ein Nachklang alter Himmelslust
Erfüllt jetzt seine öde Brust,
Und weckt in ihm, was lange schon
Erstarrt in seinem Herzen war,
Dem sündekalten; — wunderbar
Durchzuckt ihn ein Gefühl von Reue,
Stimmt sein Gemüth zu besserm Triebe,
Und er begreift das Glück auf's Neue
Der Tugend, Schönheit und der Liebe.
Vergebens sucht er sich gewaltsam
Zu wehren der Erinnerungen,
Die lockend vor ihm aufgesprungen
Aus seiner Himmelsheimat Glück:
Die Bilder kehren unaufhaltsam
Vor seinem grimmen Blick zurück.

Sie steigen auf in alter Pracht
Aus ewig unnahbarer Ferne,
Wie Millionen lichter Sterne
In einer schwülen Sommernacht.
Was mag des Dämons Qual sich gleichen?
In süßem Drang durchzittert's ihn —
Er kann das Glück nicht mehr erreichen,
Und auch den Bildern nicht entweichen,
Die lockend ihm vorüberziehn.
Versucht er's, dem Gedächtniß dessen,
Was ihn so quält, sich zu entheben,
Des Herzens wilden Drang zu zähmen?
Gott gab im Leben kein Vergessen,
Und, wollt' er es dem Dämon geben:
Der Dämon würde es nicht nehmen!

X.

Wo von des Hochgebirges Kamm
Der Weg sich krümmt am Felsenhang,
Naht jetzt, bei Sonnenuntergang,
Der ungeduld'ge Bräutigam.
Er treibt sein gutes Roß zu laufen,
Gönnt ihm nicht Zeit sich zu verschnaufen,
Ist bald den grünen Ufern nah
Der silbernen Aragua.
Langsamer, in bedächt'gem Gange,
Folgt hinter ihm vom Felsenhange
Ein langer Karawanenzug,
Der soviel Festgeschenke trug,
Daß manches starke Dromedar
Kaum seiner Last gewachsen war.
Die unabsehbar lange Schaar
Zieht langsam, zu der Glöckchen Klang,
Den krummen Bergespfad entlang.
Die Karawanenführer fern
Kaum noch gewahren ihren Herrn

Den jungen Fürst von Sinodal,
Der festgeschmückt zu Rosse sitzt,
In ritterlichem Wehrgeschmeide,
Hell glitzert in der Sonne Strahl
Des Dolches und des Säbels Scheide;
Und seinen schlanken Leib umblitzt
Ein Silbergurt. Vom Waffenkleide
Flattern die Aermel, aufgeschlitzt,
Im Abendwinde frei umher.
Seines Gewandes Saum ist rund
Mit Gold gestickt und Seide bunt.
Am Riemen, überm Rücken quer,
Trägt er sein damascirt Gewehr.
Hell blitzen Sattelknopf und Bügel,
Die rings mit Golde eingefaßten;
Die rothe Decke und die Zügel
Sind auch verziert mit goldnen Quasten.
Doch ist des Reiters höchster Schmuck
Sein stolzes, mähnenlanges Roß,
Des Karabagh leichtfüß'ger Sproß.
Wie es bei jedem leisen Druck
Des Knies die feinen Ohren spitzt!
Wie klug sein Feuerauge blitzt!
Wie es, — ob müde längst vom Ritte —
Noch immer fest im Blick und Schritte
Jetzt von der steilen Felswand steigt!
Wo sich der Weg im Zickzack windet.

Schon von den Gletscherspitzen schwindet
Der Abendsonne letztes Funkeln,
Und im Gebirg beginnt's zu dunkeln —
Doch ist das Ziel nun bald erreicht!

XI.

Am Weg steht eine Bergkapelle . . .
Es ruht in Gott an dieser Stelle
Ein Christenfürst aus alter Zeit,
— Jetzt im Geruch der Heiligkeit.
Er wurde einst von Mörderhand
Hier durch die Blutschuld umgebracht.
Und seit der Zeit: wer aus dem Land
Zum Fest' zieht, oder in die Schlacht,
Pflegt zur Kapelle einzutreten,
In Andacht vor dem Grab zu beten.
Wer solches thut, der wahrt sich — heißt es —
Vor der Gewalt des bösen Geistes,
Der Feinde und der Missethäter.
Der junge Bräutigam folgt nicht
Der frommen Sitte seiner Väter,
Kehrt stolz von dannen sein Gesicht.
Der Dämon merkt sein böses Sinnen,
Treibt ihn zu sündigem Beginnen,
Erweckt in ihm des Fleisches Lüste —
Läßt ihn, — statt an den Herrn zu denken —
In Liebesträume sich versenken,
Daß er die Braut im Dunkel küßte.

Und, wie er so im Traum verloren,
Nichts sieht, beachtet um sich her,
Knallt laut ein Schuß in seine Ohren,
Und wieder einer . . . immer mehr!
Jäh aufgeschreckt faßt er die Zügel,
Steht spähend aufrecht in dem Bügel,
Drückt seinen Kalpak über's Ohr,
Bereitet schnell sein türkisch Rohr,
Fliegt wie ein Adler nach der Stelle
Woher der Schall kam — wieder knallt es,
Wird, wie von Wetterleuchten, helle;
Dumpf aus den Bergen wiederhallt es
Von Stöhnen, Heulen, Roßgestampf.
Hier lag im Blut ein Raubgeselle,
Laut stöhnend, schwer verwundet schien er —
Nicht lange dauerte der Kampf,
Bald flohn die räub'rischen Grusiner!

XII.

Und still ward ringsum wieder Alles.
Nur aus der Karawanenschaar, —
Wo Dromedar an Dromedar
In Furcht sich drückte, — Glocken klangen
Unheimlich schauerlichen Schalles.
Die müden Thiere sahn in Bangen
Auf ihrer Führer blut'ge Leichen;
Sie waren ihrer Last, der reichen,
Beraubt von der Grusinerhorde.
Hier regt sich noch ein Körper leise,
Dort hört man hohles Wimmern, Aechzen.
Frohlockend ob dem Menschenmorde
Nachtvögel ziehen dunkle Kreise
Hoch in der Luft, und gierig krächzen.
Das ist der Grabgesang der Todten,
Der Trauerzug der sie begleitet,
Denn ihnen wird kein Grab bereitet,
Wird keine Ruhestatt geboten,
Wo ihrer Väter Asche ruht.
Ein fremder Boden trinkt ihr Blut,
Von heim'schen Freunden nie betreten;

Der Ort wird nicht zum Heiligthume —
Hierher setzt nie den Pilgerstab
Die ferne Mutter, um zu beten, —
Pflanzt keine Schwester eine Blume
Dem Bruder auf das frühe Grab,
Im Grün an nackter Felsenwand!
Dafür, wohl in der Monde Lauf,
Steckt eine mitleidsvolle Hand
Ein schlichtes Kreuz von Holz darauf;
Die Felswand schützt es vor dem Wetter,
Der Epheu überrankt es grün,
Läßt seinen Schmuck smaragd'ner Blätter
In dichtem Kranz darüber blühn.
Und mancher müde Wandrer ruht
Wohl einst hier in der Mittagsglut,
Sich bettend auf den grünen Matten,
Schutz suchend in der Felswand Schatten!

XIII.

Und schneller als ein Edelhirsch,
Der aufgeschreckt, der nahen Birsch
Verfolgung fliehend sich entrückt,
Durchfliegt das Roß die dunkle Nacht,
Und wiehert, schnaubt wie in der Schlacht.
Doch plötzlich steht es still, und drückt
Sich an den Fels, wie um zu lauschen,
Hält seinen Kopf dem Windesrauschen
Entgegen, bläst die Nüstern auf,
Und steht mit ängstlicher Geberde,
Als ob es was zu wittern wähne . . .
Dann wiehernd stampft es, scharrt die Erde,
Hoch sträubt es die zerzauste Mähne,
Und fliegt davon in wildem Lauf,
Und rastlos, ziellos jagt es weiter.
Im Sattel sitzt ein stummer Reiter,
Die Füße schlottern ohne Bügel,
Er hält die Mähne statt der Zügel,
Ist seiner selbst nicht mehr bewußt,
Der Kopf hängt nieder auf die Brust,
Ganz blutbefleckt ist sein Gewand,
Es klebt das Blut ihm an der Hand . . .

Schon von den Gletscherspitzen schwindet
Der Abendsonne letztes Funkeln,
Und im Gebirg beginnt's zu dunkeln —
Doch ist das Ziel nun bald erreicht!

XIV.

In Gudal's Haus scholl Wehgeschrei.
In wirren Haufen drängt's heraus —
Welch schäumend Roß flog dort herbei,
Und brach zusammen vor dem Haus?
Wer ist der junge Reitersmann,
Der bleich, entstellt ganz von Geberde,
Todt niederfiel mit seinem Pferde?
Blut klebt an Waffen und Gewand —
Man sieht es dem Gesichte an:
Die Wunden holte er im Kampf.
Noch in dem letzten Todeskrampf
Hielt er die Mähne mit der Hand.
O, junge Braut! nicht lange hat
Dein Bräutigam dich warten lassen;
Doch starrt sein Auge kalt und matt;
Es kann sein Arm dich nicht umfassen!
Sein Fürstenwort, das er gegeben,
Hielt er — und kam zum Hochzeitsreigen,
Ach! aber nimmermehr im Leben
Wird er sein schnelles Roß besteigen!

XV.

Trüb endete der Festestag,
Der froh begann in Saus und Braus —
Der Zorn des Herrn traf Gudal's Haus
Verderbend wie ein Wetterschlag.
Tamara weinte bitterlich,
Wand auf dem Lager sich, und schrie,
Als ob vor Weh das Herz ihr bräche —
Da plötzlich war's, als hörte sie
Hoch eine Stimme über sich,
Die süßen Klanges zu ihr spräche:

„Kind, weine nicht, klag' nicht vergebens!
Wisch' deine heißen Thränen ab,
Sie fallen nicht als Thau des Lebens
Auf deines todten Buhlen Grab!
Der Schmerz wird deine Augen röthen,
Dein eignes junges Leben tödten!
Den du beweinst, er sieht nicht mehr

Die Thränen die dein Auge netzen,
Weiß deinen Kummer nicht zu schätzen.
Ihm singt jetzt schon der Engel Heer
Im Himmel süße Trostgesänge;
Er merkt nicht deine Schmerzensklänge!
Was ist des armen Mädchens Stöhnen,
Was sind des Lebens nicht'ge Träume,
Den sel'gen, schmerzensfremden Söhnen
Der lichtverklärten Himmelsräume?
O glaube, ird'scher Engel, mir:
Was unterthan dem Tode hier,
Was der Verwesung Fluchgeschick
Verfallen auf der sünd'gen Erde,
Ist auch nicht einen Augenblick
Werth deiner klagenden Geberde!"

„Ohne Segel, ohne Steuer,
Schwimmt der Sterne leuchtend Heer,
Schwimmt in ew'gem Glanz und Feuer
Durch der Lüfte blaues Meer.

Ueber endlos weite Fluren
Gleitet hoch der Wolken Zug,
Unerreichbar, ohne Spuren,
Auf zum Himmel geht ihr Flug.

Hoffen, Scheiden, Wiedersehen,
Stimmt sie nicht zu Lust und Leid —
Sorglos kommen und vergehen
Sehen sie die flücht'ge Zeit.

Dir ein Beispiel nimm an ihnen!
Dumpfem Erdenschmerz entflieh,
Nimmer trübe deine Mienen:
Licht und sorglos sei, wie sie!"

„Sobald die Nacht in dunklem Schleier
Die Höh'n des Kaukasus besteigt,
Sobald vor ihrer stillen Feier
Der wirre Lärm des Tages schweigt,
Daß nur der Wind und das Gefieder
Der Vögel durch die Zweige rauscht,
Man nur dem Klange ihrer Lieder
Und dem Geplätsch des Bergstroms lauscht,
Und unter wilder Reben Pracht
Die keusche Blume sich der Nacht
In Lust dem frischen Thau erschließt; —
Sobald der Mond am Himmel steht,
Sein Licht auf das Gebirge gießt,
Und goldnen Auges nach dir späht:

Werd' ich in Liebe zu dir fliegen,
Dein Gast sein bis zum jungen Morgen,
In goldne Träume dich zu wiegen,
Und zu verscheuchen deine Sorgen!"

XVI.

Die Stimme schwieg; ganz ferne, leise,
Verhallte ein Ton nach dem andern —
Aufsprang Tamara, ließ im Kreise
Furchtsam umher die Blicke wandern.
Und plötzlich wogt' es wundersam
Gewalt'gen Drangs in ihrer Brust:
Verlangen kämpfte mit dem Gram,
Die Trauer kämpfte mit der Lust.
Wie Feuer brennt es sie von Innen,
Von Außen brennt es sie wie Nesseln,
Entflammt war sie von allen Sinnen,
Die Seele sprengte ihre Fesseln.
Ein Zittern ging durch alle Glieder,
Und immer war es ihr noch lang,
Als hörte sie den süßen Klang
Der wunderbaren Stimme wieder,
Die zu ihr sprach aus fernen Räumen —
Da schloß der Schlaf die Augenlieder,
Und sie versank in buntes Träumen.
Erst wogt' es in ihr wirr und wild,
Doch dann, wie ein prophetisch Bild,

Werd' ich in
Dein Gast sein
In goldne Trä
Und zu verscheu

Der Dämon.

Zweiter Theil.

Ein Mann stand vor ihr: Wuchs und Glieder
Ganz wie die andern Menschensöhne,
Doch so voll überird'scher Schöne:
Das war kein Bild von dieser Erde!
So trübe schaut' er von Geberde
Auf sie, mit mitleidsvollem Blick,
Als theile er ihr Mißgeschick . . .

Ein Sohn der Erde war es nicht,
Und auch kein Engel in Himmelsglanz:
Es fehlte ja der Strahlenkranz
Auf seinem Haupte; — dies Gesicht,
Konnt' es ein Bild der Hölle sein,
Des bösen Geistes gar? — o nein!
Ein dämmernd Bild, ein wunderbares,
Gleichwie ein klarer Abend war es:
Nicht Finsterniß noch Sonnenschein!

Der Dämon.

Zweiter Theil.

I.

Laß, guter Vater, mich gewähren,
O, brich das Herz des Kindes nicht!
Ich weine — siehst du diese Zähren?
Du weißt, die ersten sind es nicht!
Den Männern sag', die um mich werben:
Mein Brautbett wird das feuchte Grab!
Als Jungfrau will ich leben, sterben,
Mein Herz bewahren dem ich's gab.
Seit wir die blut'ge Leiche dort
Begruben in der Felsenschlucht,
Hat mich mit trügerischem Wort
Der böse Geist oft heimgesucht,
Mir schöne Bilder vorgespiegelt
Im Traum, die Sinne aufgewiegelt;
O, manche, manche trübe Nacht
Hab' ich in schwerem Kampf vollbracht!
Ich litt geduldig, ohne Klage,
Hab' im Entsagen mich geübt,
Doch meine Seele ist betrübt
Seit jenem großen Unglücksschlage!
Umsonst biet' ich dem Schicksal Trutz,

Ich welke hin mit jedem Tage —
Sei, Vater, du mein Hort, mein Schutz!
Fort, in ein fernes Kloster sende
Mich, — dort wird meiner Qual ein Ende!
Dem frommen Dienst will ich mich weihn,
Denn Ruhe find' ich nur beim Heiland;
Im Schmerzenmeer ein rettend Eiland
Wird mir das stille Kloster sein.
Versiegt ist meines Glückes Quelle,
Todt für mich alle Lust auf Erden —
Es soll die düstre Klosterzelle
Zum Grabe meiner Jugend werden!

II.

Und in ein Kloster, in die Fremde
Wurde die junge Maid gesandt,
Bekleidet mit dem Büßerhemde,
Mit grobem, härenem Gewand.
Doch auch im klösterlichen Kleide,
In ihrer Zelle düst'rer Haft,
Fand sie kein Ende ihrem Leide,
Kein Ende ihrer Leidenschaft.
Es war ihr junges Herz entflammt
So drangvoll wie in jenen Tagen,
Da sie Geschmeide noch und Sammt,
Und blumiges Gewand getragen.
Die Kraft versagt im frommen Streben.
Kniet sie jetzt nieder am Altar,
Den Geist zum Himmel zu erheben,
Zerknirscht von Herzen und Geberde: —
Da plötzlich zieht sie's wunderbar
Aus Kerzenglanz und Weihrauchduft
Fort in des Tages Licht und Luft,
Und aus dem Himmel auf die Erde.
Ihr Herz erliegt im frommen Kampf.

Noch immer sieht sie die Gestalt
Des Traums vor ihrem Auge schwimmen;
Sie sieht das Bild im Weihrauchdampf,
Der wirbelnd durch die Lüfte wallt,
Sie sieht es in der Kerzen Glimmen;
Sieht es, wohin der Blick sich wendet . . .
Und in dem heil'gen Sang der Messen
Kann sie die Stimme nicht vergessen,
Die einst im Traum ihr Trost gespendet.

Was ist es, das sie mit sich zieht,
Ihr klingt und winkt wohin sie sieht?
Verderbend lockt es ihren Sinn,
Doch weiß sie nicht: woher, wohin?

— —

III.

Kühl zu den Füßen zweier Hügel
Erstreckten sich des Klosters Räume;
Platanen, Pappeln, Mandelbäume,
Umschlossen es in dichten Reihn.
Nur hin und wieder, aus dem Flügel,
Der östlich sich zu Thale streckt, —
Sobald die Nacht das Thal bedeckt,
Erschimmert einer Lampe Schein
In mattem, zitterndem Gefunkel,
Unheimlich durch der Bäume Dunkel.
Dort ist der jungen Nonne Klause,
Dort kann sie aus dem düstern Hause
Hinab zum Klostergarten sehn,
Wo Trauerweiden rings herum,
Schweigsame Grabeswächter, stehn.
Fern schallt Gezwitscher und Gesumm,
Und kalte, klare Quellen rieseln
Und rauschen zwischen glatten Kieseln.
Erst, gleichwie hadernd, scheinen sie
Zu trennen sich auf ihrem Wandern,

Doch unterm Fels dort einen sie
Sich freundlich eine mit der andern;
Und unter blumigem Geschäume
Krümmt durch die Büsche und die Bäume
Ein Bächlein sich, in lauter Flucht
Forteilend aus der engen Schlucht.

IV.

Sobald der junge Tag erschien,
Sah man, in wilder Herrlichkeit,
Gen Norden, unabsehbar weit,
Weißüberkuppte Berge ziehn.
Des Gießbachs ungestümer Lauf
Zieht um den Berg ein Silberband —
Dampf wirbelt aus den Schluchten auf,
Umblauet weich die Felsenwand.
Der Muezzim, vom Minarete,
In seiner ersten Morgenpflicht
Gen Osten wendet sein Gesicht,
Und ruft die Gläub'gen zum Gebete.
Es weckt der Glocke lauter Ton
Die Schläfer auch im Kloster schon.
Still ist's in dieser Feierstunde,
Und nichts bewegt sich in der Runde,
Als hoch der Morgenwölkchen Zug,
Oder ein Aar in seinem Flug.
Langsam aus dem Gebirge schreitet
Wohl eine junge Grusierin

Mit ihrem langen Wasserkrug,
Wo zwischen glatten Kieseln hin,
Der klare, frische Bergquell gleitet . . .
Grün sich herab zur Erde neigend,
Ragen die Berge weit entlang;
Mit ihren schneebedeckten Spitzen,
Die weiß am blauen Himmel blitzen,
Schimmernd einander übersteigend,
Doch bei der Sonne Untergang
In rosiges Gewand sich kleidend.
Dazwischen, das Gewölk durchschneidend,
Mit Silberkleidern angethan,
Derweil das Haupt ein Turban deckt,
Hoch, über alle Berge weit,
Soweit der Kaukasus sich streckt —
Hebt der Kasbék sich himmelan
In königlicher Herrlichkeit!

V.

Tamara's Geist, so überschwenglich
Von sündger Lust verlockt, zerstreut,
Ward allem Andern unzugänglich,
Was reinen Glücks das Leben beut.
Die Tugend, das Gebet zumal,
Die ganze Welt ward ihr zur Qual!
Beim Auf- und Untergang der Sonne
Fühlt sie nicht mehr die alte Wonne.
Es ist ihr Alles Nacht auf Erden!
Der Sterne und des Mondes Licht
Erquickt sie nicht, erfreut sie nicht,
Und nirgends soll ihr Ruhe werden.
Ein Funke hat ihr Herz entzündet,
Daß es in hellen Flammen lodert —
Ein dunkles Wort ward ihr verkündet,
Das seine dunklen Opfer fodert.
Verzweifelnd oft rang sie die Hände,
Und ihrem Weh' sah sie kein Ende;
Denn dieses Weh': es stammt vom Bösen,
Und Böses nur vermag's zu lösen!

Versucht sie's noch, in brünstgem Beten
Zum Muttergottesbild zu treten:
Bald fehlen dem Gefühl die Worte,
Unsichtbar faßt sie eine Hand
Und zieht sie fort vom heilgen Orte.
Das Herz umdüstert den Verstand;
Ihres Gebetes weiche Töne
Verwandeln sich in Klaggestöhne;
Bewußtlos sinkt sie hin zur Erde,
Weint, schreit in wüthiger Geberde . . .

Unheimlich aus der Kirche Hallen
Hört man es Nachts oft weithin schallen,
Daß auf dem Weg ein später Reiter
Vermeint es sei des Bösen Stöhnen,
Der, angeschmiedet in der Schlucht,
Die Luft erfüllt mit Klagetönen . . .
Er spornt sein Roß zu wilder Flucht,
Sieht sich nicht um, jagt flüchtig weiter.

VI.

Am Fenster sitzt Tamara oft
In stummem Schmerz, und harrt und hofft
Auf etwas — sie weiß selbst nicht, was?
Das Auge glänzt vom Thränennaß,
Schweift bald wie spähend in die Runde,
Bald blickt es starr und unbeweglich,
Als ob es nicht zu spähen wage.
Es drückt die Zeit sie unerträglich,
Macht die Minute ihr zur Stunde,
Und macht die Stunde ihr zum Tage.
Plötzlich verklären sich die Mienen,
Das Auge wird, die Stirne licht,
Und eine Stimme in ihr spricht:

Er ist dir nicht umsonst erschienen!
Nicht lange wird er ferner säumen,
Er kommt gewiß, er täuscht dich nicht!
Dir nicht umsonst in süßen Träumen
Hat er die Wonnen all' des Lebens
Vor deinem trunknen Blick enthüllt,
Mit Glutverlangen Dich erfüllt —
Er kommt, du wartest nicht vergebens!

So lebt sie ihre Tage hin,
In immer unruhvollem Sinn,
Gequält von Hoffen und von Bangen,
Von Pflichtgefühl und Lustverlangen;
In dumpfes Brüten bald versunken,
Und bald von schönen Bildern trunken.
Stets trifft der eine Klang ihr Ohr,
Stets schwebt das eine Bild ihr vor;
Und, schließt sie Nachts die Augenlieder,
Sieht sie im Traum das Bildniß wieder —
Doch nicht wie einst, in Angst und Gram:
Es fesselt, lockt sie wundersam,
Scheint ihr mit Himmelsglanz geschmückt.
Oft in der Sommernacht, der warmen,
Hat sie ihr Kissen heiß umdrückt,
Im Wahn, ihn selber zu umarmen —
Bis sich ihr Blick dem Glück erschloß,
Und ihr Gebild in Nichts zerfloß . . .

VII.

Schon deckt die Nacht ihr weich Gewand
Ueber Georgia's Hügelland,
Im Dunkel Schlucht und Kloster liegt.
Und sieh': herab zum Kloster fliegt
Der Dämon, wo Tamara wohnt.
Er ist den Weg hieher gewohnt,
Hat manche Nacht hier schon durchwacht,
Und bis zum jungen Morgenlicht
Die schwarzen Augen lüstern späh'ten —
Doch lange, lange wagt' er nicht
Die heilge Stätte zu betreten.
Und sieh': auch jetzt schien er zu sinnen,
Es war als faßt' ihn selbst ein Grauen
Ob seinem sündigen Beginnen,
Und an den hohen Klostermauern
Schlich er gedankenvoll umher,
Und athmet' tief, und seufzte schwer.
Und wo er ging, fuhr durch die Blätter
Ein Rauschen, wie von Wind und Wetter,
Ob sonst im Garten auch kein Wehen.
Jetzt hebt er seinen Blick empor:

Wo spärlich einer Lampe Schein
Herschimmert durch's Gebüsch hervor,
Dort konnte er Tamara sehen.
Am Fenster saß sie noch allein
Und schaute nieder in den Garten,
Gleichwie um Jemand zu erwarten.
Wem gilt der Augen süß Gefunkel,
Wem deines Busens heißes Wogen?
Horch! plötzlich von den Fensterbogen
Klingt es melodisch durch das Dunkel,
Ein zitterndes Getön von Saiten,
Das Liebestöne hell begleiten,
Voll wunderbaren süßen Klanges.
Das Saitenspiel so rein erscholl,
Und so herzinnig weihevoll
Die zarte Weise des Gesanges:
Als klängen hoch vom Himmel Lieder
Der Engel auf die Erde nieder . . .
Der Dämon fühlt sich mächtgen Dranges
Bewegt in seinem tiefsten Innern,
Als säng' ein Freund aus alter Zeit,
An die verlorne Seligkeit
Ihn, an den Himmel zu erinnern.
Ihm ist, als klänge alles Glück
Des Himmels aus dem Lied zurück.
Seit seinem Fall zum Erstenmal
Fühlt er der Liebe Drang und Qual.

Gewaltsam treibt es ihn zur Zelle,
Woraus das Lied zum Klang der Saiten
Erschallt, — doch nicht zu überschreiten
Wagt er des Klosters heilge Schwelle.
Er ist wie festgebannt zur Stelle.
Und seltsam! wie die Töne schallen,
Weint er, weint bitterlich, es fallen
Die Thränen vor ihm auf den Stein,
Und brennen Löcher tief hinein:
Denn Thränen sind es, voller Flammen,
Die nicht aus Menschenaugen stammen!

VIII.

Er liebt . . . ihm ist des Liebes Ton
Beseligend in's Herz geklungen,
Und bei dem Klang, was lange schon
Erstorben schien, neu aufgesprungen . . .
Sein alter Groll, sein alter Hohn,
All seine Bosheit ist entflohn,
Mit seinen Thränen fortgeschwommen.
Des Himmels ausgestoßner Sohn
Will neu dem Guten sich erschließen;
Ein neues Leben sieht er kommen,
Und neue Freuden sieht er sprießen . . .

Doch plötzlich bang gemahnt es ihn,
Ob ihn die Hoffnung nicht verblendet?
Ob jener Geist, der ihm gesandt
Zu seinem Trost vom Himmel schien,
Sich nicht in Abscheu von ihm wendet,
Beut er zur Umkehr ihm die Hand!

Doch, nicht mehr lang in Zweifeln steht er,
Sein Herz verlangt nach neuem Glück,

Drängt alle Furcht in ihm zurück,
Und schnell zum offnen Fenster geht er,
Und tritt hinein: — da steht vor ihm
Ein lichtumfloßner Cherubim;
Sein Antlitz glänzt von Himmelsglanz,
Das Haupt umwebt ein Strahlenkranz;
Ueber Tamara schützend deckten
Die Flügel sich, die ausgestreckten;
Sein Auge leuchtet mild und klar,
Doch wie der Dämon ihm erschien,
Sah er mit einem Blick ihn an,
Der Gruß zugleich und Vorwurf war.

IX.

„Unstäter, böser Geist! gieb Kunde:
Wer rief in mitternächtger Stunde
Dich her mit sündgem Zauberwort?
Im Heiligthume meiner Liebe
Ist keine Stätte böser Triebe,
Und für der Hölle Sohn kein Ort.
Drum hebe dich hinweg von mir,
Und nie zurückzukehren wage!
Doch Antwort gieb auf meine Frage:
Wer rief dich, und was willst du hier?“

Verlegen sah der Dämon nieder,
In Eifersucht die Wangen glühten,
Und Zornesglut die Augen sprühten —
Doch bald ist er der Alte wieder!
Der alte Haß, die Sündenlust,
Ist neu erwacht in seiner Brust.
Und mit der Miene stolzen Trutzes
Ruft er dem Engel zu: — „halt ein!
Laß mir die Jungfrau, sie ist mein!
Nicht mehr bedürftig deines Schutzes,

Der Unschuld Blumen längst verblühten.
Du kommst zu spät, sie zu behüten!
Dein Arm wird sie nicht mehr erreichen,
Sie ist mein Opfer, trägt mein Zeichen;
Und meine Macht mit keinem theil' ich
An diesem Ort, der nicht mehr heilig." —

Noch einmal sah in trübem Sinn
Der Engel auf das Opfer hin,
Das ihm die dunkle Macht genommen
Des Bösen, — schwang sich dann hinaus
Aus dem entweihten Gotteshaus,
Zum Himmel, von wo er gekommen.

X.

Tamara.

Wer bist du, und was führt dich her?
Dein Anblick macht das Herz mir schwer!
Schickt dich der Himmel, die Hölle mir –
Wer bist du, und was willst du hier?

Dämon.

O Weib! der Erde schönste Zier!

Tamara.

Wer bist du? Gieb mir Antwort, sprich!

Dämon.

Ich bin, der lange in dir lebt,
Der oft durch deine Träume schlich,
Deß Bild dich überall umschwebt,
Dem du in Bangen dich entzogen,
Und in Verlangen doch gewogen.
Ich bin, der in der Unglücksnacht
Die Ruhe dir zurückgebracht,
Und, als die Ruhe dir gekommen,

Die Ruhe wieder dir genommen.
Der zu dir sprach aus höh'ren Räumen,
Durch Schmeichelwort dein Herz gerührt,
Der dich gewiegt in süßen Träumen,
Dir schöne Bilder vorgeführt.
Von dem du immer scheiden wolltest,
Und ihn doch nimmer meiden wolltest.
Ich bin, vor dessen bloßem Blick
Die Hoffnung stirbt, die Lust verdirbt,
Und dem ein wundersam Geschick
Doch immer neue Opfer wirbt.
Ich bin, den alle Menschen hassen,
Den Jeder flieht, dem Jeder flucht —
Derweil sie doch nicht von mir lassen,
Mich gerne finden, ungesucht.
Die Geißel meiner Sklaven bin ich,
Urheber jeglicher Verblendniß,
Herrscher der Freiheit, der Erkenntniß —
Und nur auf Weh und Unheil sinn' ich!
Nichts ist für mich die Zeit, der Raum,
Das Erdenglück mir eitel Schaum,
Ich bin das Böse auf der Erde,
Der Geist des Hasses und des Spottes,
Der Feind des Himmels, und des Gottes,
Den ihr verehrt mit Angstgeberde!
Der stolze Fürst der Finsterniß,
Deß Blicke nur verderbend trafen:

Er macht sich jetzt zu deinem Sklaven!
Der nichts gewußt von Liebe, bis
Er dich gesehn, Tamara! siehe,
Du beugtest seinen stolzen Sinn!
Zu deinen Füßen sink' ich hin,
Umfasse flehend deine Kniee!
Den alle Wesen herzlos wähnen:
Ich weine meine ersten Thränen
Vor dir! der Liebe Lust und Qual
Durchflammt mein Herz zum Erstenmal
Bei dir — erhör' mich, hab' Erbarmen
Heb' mich empor mit deinen Armen!
Von aller Sünde, allem Bösen,
Kann deine Liebe mich erlösen,
Bis keine Spur davon geblieben!
Du kannst mit deinen reinen Händen
Mein Herz zu Allem Guten wenden,
Und was ich haßte, will ich lieben.
Es soll mich deine Liebe lehren,
Zu Gott, zum Himmel heimzukehren,
Daraus die Sünde mich vertrieben.
O, nicht in Abscheu von mir wende
Dich, — fürchte nicht, hör' mich zu Ende!
Ich liebe dich, ich bin dein Sklav,
In deiner Hand liegt mein Geschick,
Seit mich zum Erstenmal ein Blick
Aus deinem sel'gen Auge traf!

Der böse Geist in der Natur,
Bin ich, von deinem Anblick trunken,
Zu deinen Füßen hingesunken
Als eine schwache Kreatur.
Mein Fluchgeschick — sonst unabwendlich —
Kannst du der Welt zum Segen wenden,
Und meine Herrschaft — sonst unendlich —
Kannst du durch deine Liebe enden!
Der unumgrenzten Ewigkeit,
Der wüsten, will ich mich entwinden,
Um in dem Raume, in der Zeit,
Durch dich ein bessres Theil zu finden.
Dem Haß in mir thu' ich Gewalt an,
Um ihn in Liebe umzuwandeln,
Und nehme menschliche Gestalt an,
Als Mensch zu leben und zu handeln.
Vernimm das Wort aus meinem Munde,
Reich' mir die Hand zum neuen Bunde:
So wird der Sünde Ruf verhallen,
Ein Gottesreich erstehn auf Erden,
Dem Himmel wird ein Wohlgefallen,
Und allen Menschen Friede werden!

Tamara.

Fort! wende von mir dein Gesicht,
Verlaß mich, trügerischer Geist!
Ich glaub' an deine Liebe nicht.

O Gott, mein Schöpfer! du nur weißt
Wie ich gekämpft . . . mir fehlt die Kraft
Zu beten — meine Leidenschaft
Trübt meine Augen, macht mich stumm . . .
Der böse Geist will mich verderben,
O Gott im Himmel! laß mich sterben,
Oder bezähme meine Triebe!
Sag', trügerischer Geist, warum
Wendet zu mir sich deine Liebe?

Dämon.

Warum? du wunderbares Wesen!
Ich weiß es selbst nicht; doch ich bin
Bei dir nicht mehr, der ich gewesen.
Gebrochen ist mein stolzer Sinn,
Aus deinen Augen, deinen Wangen
Mir neues Leben aufgegangen,
Ein Geist ist über mich gekommen,
An dessen Macht ich nie geglaubt, —
Von meinem stolzen Sünderhaupt
Hat er den Dornenkranz genommen,
Zum Glücke mir gezeigt die Spur.
Den Himmel und die Hölle seh' ich
In deinen schönen Augen nur —
Mein ganzes Sein vergeht in Nichts,
Und ein zu neuem Leben geh' ich
Im Zauber deines Angesichts!

Versiecht ist meine Kraft, mein Muth,
Seit du zum Sklaven mich gewannst —
Ich liebe dich mit ganzer Glut,
Wie du mich nimmer lieben kannst.
Es war von Anbeginn der Welt
In meine Brust geprägt dein Bildniß,
Hat oft die Pfade mir erhellt,
Die dunklen Pfade in der Wildniß
Der grenzenlosen Ewigkeit;
Auch oft die Seele mir betrübt
Und in Entsagung mich geübt,
Mit Sehnsucht mich erfüllt und Leid:
Weil ich nicht von ihm weichen konnte,
Und es doch nie erreichen konnte,
Bis daß es trat in Raum und Zeit.
Dein Bild hat mich verfolgt, gequält,
Und du allein hast mir gefehlt
In meiner Himmelsseligkeit.
Was ist das Glück und der Genuß,
Was aller Freuden Ueberfluß,
Wenn Liebe sie nicht theilen kann?
Wie drückt die Sehnsucht doppelt schwer,
Macht uns die Seele krank und leer,
Wenn Liebe sie nicht heilen kann!
In ewig müheloſem Feiern
Wie drückt die Ewigkeit so bleiern
Mit ihrem grenzenlosen Heile

Auf ihres Glückes sel'gen Erben!
Man mag nicht leben — kann nicht sterben
Vor grenzenloser Langeweile . . .
Doch welch ein bittres Loos ward mein,
Als mich der Herr zu ewger Pein
Verstieß aus seinem Heiligthum,
Und mir die Hölle gab zur Wohnung!
Die Sünde brachte mir nicht Ruhm,
Und mir die Tugend nicht Belohnung . . .
Ein ewiges Verlangen fühlen,
Und in dem ewigen Genuß,
Geplagt von ewgem Ueberdruß,
Doch nimmer sein Verlangen kühlen; —
Mit Einem Blick das All umfassen,
Und in Verachtung Alles hassen; —
Alles begehrend, Alles haben,
Und doch an Nichts die Seele laben:
Die Wonne möcht' ich Jedem lassen!
Denn wo nicht Mühe und Entbehrung
Zu labendem Genießen reizt,
Und das Geschick mit der Gewährung
Der steten Wünsche niemals geizt:
Da werden alle Sinne stumpf,
Fehlt dem Genusse der Triumph
Des Kampfes, — fehlt der Brust das Hoffen,
Denn Alles liegt dem Auge offen.
Und hoffnungslos, in dem Bewußtsein

Selbst niemals glücklich sein zu können,
Läßt man Zerstörung seine Lust sein,
Will Andern auch ihr Glück nicht gönnen.
Doch ach! solch traurigem Genuß
Folgt bald der ekle Ueberdruß.
Da war kein Spiel, mich zu verlocken,
Und schlechter Ruhm war zu erzielen,
Wo gar zu reichlich stets die Brocken
Mir von des Sünders Tische fielen.
Kein Stoff und Kampf ward mir auf Erden
Des Herzens wilde Glut zu fühlen . . .
Kleinliche Sorgen und Beschwerden,
Ein Elend wie es Würmer fühlen,
Und würdig dieser Menschenheerden,
Die schon genug von ihren Treibern
Verdorben sind an Seel' und Leibern,
Daß hier nicht viel mehr zu verderben,
Kein würdig Opfer zu erwerben.
Da war kein Adlerflug zu lähmen,
Wo Alle in die Höhe krochen;
War keine Leidenschaft zu zähmen,
Wo alle Urkraft schon gebrochen.
Und zu entweihen war kein Tempel,
Wo Heuchler schon die Herzen rührten,
Man nur den Unterscheidungsstempel
Sah der Verführer und Verführten! . .
Abschreckend schmutzig, niedrig, kleinlich,

War Alles was ich sah und merkte —
Der Anblick wurde mir so peinlich,
Daß er mich neu zum Guten stärkte.
Erst seit mich in die ew'ge Nacht
Das Schicksal stieß, zu ew'gem Hassen,
Erkannt' ich ganz des Tages Pracht,
Des ewigen, den ich verlassen:
Erkannt' ich das verlorne Glück.
Und qualvoll von Erinnerungen
Der alten Zeit ward ich durchdrungen,
In Reue sehnt' ich mich zurück.
Doch keinen Rückweg konnt' ich finden,
Mich meinen Schmerzen nicht entwinden.
Der Himmel kannte mich nicht mehr,
Und glaubte nicht an meine Reue —
Und unstät trieb es mich umher,
Ich haßte, sündigte auf's Neue.
Bald haust' ich in dem tiefsten Schacht,
Bald auf zum Hochgebirge flog ich,
Ein Meteor in dunkler Nacht.
Die Wandrer in den Abgrund zog ich,
Verlockte sie vom rechten Wege,
Ließ sie verkommen und verderben —
Doch oft ward selbst der Wunsch mir rege:
Ach, hätt' ich können mit euch sterben!
So war ich lebensüberdrüßig,
Mein ganzes Thun erschien mir müßig.

Verzehrt von meinem eignen Feuer
Schweift' ich auf unumgrenzter Bahn,
Durch keinen Plan, kein Ziel bestimmt:
Wie ohne Ruder, ohne Steuer,
Ein leckes Boot im Ocean
Nicht weiß, woher, wohin es schwimmt . . .

Tamara.

Entsetzlich mag dein Schicksal sein,
Doch, warum quälst du grade mich
Mit der Erzählung deiner Pein?
Du bist ein Sünder . . .

Dämon.

Gegen dich?

Tamara.

Man hört uns; — schweig!

Dämon.

Wir sind allein!

Tamara.

Doch Gott! . .

Dämon.

Vor dem sind wir geborgen!

Der stört uns nicht, hat sonst genug
Zu thun im Himmel und auf Erden.

Tamara.

Doch seine Strafe macht mir Sorgen!
Verführst du mich durch List und Trug,
Wird mir im Grab' nicht Ruhe werden.
O, höre mich, wer du auch seist,
Du fremder, wunderbarer Geist!
Täusche mich nicht, sei wahr zu mir!
Ich fühle, daß du Alles weißt;
Du weißt auch, wie begierig dir
Mein Ohr gelauscht, da du erzählt
Was dich verfolgt hat und gequält,
Wohin die Sünde dich geführt —
Und wie zum Mitleid mich gerührt
Dein Wort, wie gern dir Trost zu spenden
Mein Herz bereit, den Fluch zu enden!
Doch ich bin schwach in deinem Blick,
Du selbst beherrschest mein Geschick.
Mein Herz liegt offenbar vor dir,
Drum täusch' mich nicht, sei wahr zu mir,
Behüte mich vor dem Verderben!
Was nützt es dir, ein hülflos Wesen
Wie mich, zum Opfer zu erlesen?
Um andre Opfer magst du werben;
Drum schwöre mir mit heil'gem Schwur,

Nicht zu verderben meine Seele,
Zu wahren mich vor Schuld und Fehle,
Schwöre bei Gott und der Natur!

Dämon.

Ich schwöre — und der Himmel mag
Mich strafen, wenn ich Falsches sage!
Ich schwör' es bei dem ersten Tag
Der Schöpfung, und beim letzten Tage;
Ich schwör' es bei der Allmacht, bei
Der ewigen Gerechtigkeit,
Der Sühne aller Schlechtigkeit:
In deiner Liebe bin ich frei
Von Lüge, Trug und Heuchelei!
Ich schwöre bei dem ew'gen Bund
Der uns vereinen soll — ich schwör' es,
Die Hölle und der Himmel hör' es,
Und schließe strafend meinen Mund,
So ich vor dir nicht Wahrheit sage!
Ich schwör' es bei dem hellen Tage,
Ich schwör' es bei der finstern Nacht,
Bei aller Sterne Glanz und Pracht,
Bei allen Sünden, allen Mängeln,
Die noch an Mensch und Erde haften;
Bei Gottes Heiligen und Engeln,
Die frei sind aller Leidenschaften.
Ich schwör's bei deinem letzten Blick,

Und deiner ersten Liebesthräne —
Bei meinem eignen Fluchgeschick,
Das ich durch dich zu bannen wähne!
Bei deiner dunklen Lockenflut,
Dem süßen Hauche deines Mundes,
Bei meines Herzens Liebesglut,
Bei aller Hoffnung unsres Bundes:
Ich schwöre, reuig abzulassen
Von aller Rache, allem Hassen,
Von aller Sünde und Gemeinheit, —
Mein ganzes Wesen umzuwandeln,
Mit dir zu leben und zu handeln
In Tugend, Gottesfurcht und Reinheit!
Sieh: mit dir beten, hoffen, lieben
Will ich — an alles Gute glauben,
Nie mehr von alter Lust getrieben,
Der sündigen, verderblichen,
Ihr bischen Erdenglück zu rauben
Den mühbeladnen Sterblichen.
Nur deinem Dienst will ich mich weih'n!
Kein anderes Verlangen hegen,
Als dich zu lieben, dich zu pflegen;
Dein Wille soll mein Wille sein!
Dein Herz mein einzig Heiligthum,
Du all mein Stolz und all mein Ruhm!
Ich harre deiner Liebesgabe,
Erflehe sie als einen Segen:

Und Alles will ich, was ich habe,
Als Opfer dir zu Füßen legen!
Mein Schicksal hängt an deinem Munde —
Für deine Gunst will ich mein Leben,
All meine Macht und Herrschaft geben,
Die Ewigkeit für die Sekunde!
Zu stolz zum Heucheln ist mein Sinn
In Allem was ich thu' und lasse:
Tamara, glaube mir, ich bin
Groß in der Liebe wie im Hasse!
Der freie Sohn des Aethers, werde
Ich dich bis an die Sterne tragen;
Du sollst als Königin der Erde
Hoch über allen Menschen ragen!
Und theilnahmlos aus deinem Himmel
Sollst du, in nie umwölkter Klarheit,
Hin auf das närrische Gewimmel
Der Erde sehn, — wo keine Wahrheit,
Kein dauernd Glück — wo Nichts besteht,
Und alle Schönheit schnell vergeht.
Wo Jeder seiner Sinne Sklave,
Vom Drange nach Genuß geplagt —
Und Keiner doch, aus Furcht vor Strafe,
Sein Leben zu genießen wagt.
Wo Alles kleinlich und erbärmlich
Der schnöde Eigennutz regiert,
Die aufgeblas'ne Dummheit ärmlich

Sich mit des Wissens Lumpen ziert;
Das Gute wie das Böse kläglich,
Und kaum die Thorheit noch erträglich!
Es wagt der Mensch nicht, Mensch zu sein,
Und kann doch nicht zum Gotte werden —
So quält er sich in steter Pein,
In Heuchelei und Angstgeberden.
Was ist die Liebe hier? Ein Tausch
Der Herzen? Nein: ein flücht'ger Rausch
Der Sinne, der in Nichts verweht,
Und mit des Blutes Drang vergeht.
Was lockt dich zu dem Erdenheile,
Und was giebt diesem Heile Dauer?
Wer wahrt dich hier vor Langeweile,
Und wer vor Schmerzen und vor Trauer?
Und, fliehst du diese Klostermauern,
Um neu in's Leben einzugehen:
Wer wahrt dich vor der Trennung Wehen?
Wer schützt dich vor der schnellen Flucht
Der Schönheit? Wer vor Eifersucht?
Wohin du blickst: hier ist nichts Gutes,
Beständiges, für dich zu finden . . .
Doch, klage nicht, sei frohen Muthes:
Ich will dich dieser Qual entwinden!
Du bist zu schön für diese Erde —
Es jammert mich, daß solch ein Weib,
Daß solch ein blühend-junger Leib

Sobald zu Staub und Asche werde.
Streif' ab von dir die Furcht, das Bangen,
Und all dein irdisches Verlangen:
Ich will dich dieser Welt entheben
Zu einem bessern, schönern Leben!
Komm, schweife mit mir durch die Fernen,
Mit mir im reinen Aether wohne —
Komm! aus des Morgenlandes Sternen
Schmied' ich dir eine goldne Krone,
Sie auf dein strahlend Haupt zu setzen.
Der Thau der Blumen soll dich netzen.
All' meine Geister will ich rufen,
Sich fortan deinem Dienst zu weih'n —
Der Lüfte Wolken sollen Stufen
Zu deinem goldnen Throne sein.
Dort, frei von aller Erdennoth,
Sollst du an meiner Seite sitzen —
Dich soll das junge Morgenroth
Als königlich Gewand umblitzen!
Und täglich Wunder sollst du schauen,
Denn dienstbar sind mir viele Geister,
Und hoher Kräfte bin ich Meister.
Ich will dir Zauberschlösser bauen;
Bald hoch zum blauen Himmel fliegen
Mit dir, bald in der Luft mich wiegen,
Wo tausend Blumen Balsam hauchen, —
Bald in des Meeres Tiefen tauchen,

Hoch über uns das Weltgetriebe.
Und selig sollst du sein mit mir,
Tamara! Alles biet' ich dir,
Und fordre nichts als — deine Liebe!

XI.

So sucht' er ihr in schönen Bildern
Das Glück, das ihrer harrt, zu schildern,
Enthebt sie sich der Erdenhaft;
Sucht sie durch Blendwerk zu erheitern,
Und zeigt ihr nicht die jähen Klippen,
Daran im Meer der Leidenschaft
Die schönen Glanzgebilde scheitern.
Jetzt zieht er sie an seine Lippen:
Sein Kuß erstickt auf ihrem Munde,
Dem glühenden, das letzte Beten . . .
Und tiefe Nacht herrscht in der Runde,
Und Niemand wacht mehr in der späten
Verhängnißvollen Geisterstunde —
Kein Auge sieht, was hier geschieht.
Doch noch einmal, mit ganzer Kraft,
Entwindet sie sich seinen Armen,
Schreit laut um Hülfe und Erbarmen,
Ach! Keiner ist, der Hülfe schafft!
Der Böse hört nicht auf ihr Jammern,
Wie seine Arme sie umklammern,
Entzündet sich die ganze Glut

Der Leidenschaft in Mark und Blut
Der Unglückseligen; — sie schreit
Zum Letztenmale, — schauerlich
In diesem Angstschrei mischte sich
Furcht, Haß und Liebe, Lust und Leid,
Vorwurf, Begehr und Widerstreben —
Und hoffnungslose Traurigkeit
Des Abschieds von dem jungen Leben.

XII.

Es machte in der späten Stunde
Der Klosterwächter noch die Runde,
Bedächt'gen Schritts. Und da er kam
Auf seinem Gange bis zur Zelle
Tamara's, und den Schrei vernahm,
Blieb er erst furchtsam horchend stehn —
Dann leise naht' er sich der Stelle
Woher es scholl: nichts war zu sehn,
Und Nacht und Schweigen herrschte rund.
Schon wollt' er mürrisch weitergehn,
Da plötzlich hört er's wieder tönen,
Ein Pressen, wie von Mund an Mund,
Dazwischen Seufzen, Klagen, Stöhnen.
Und furchtsam lange stand der Greis
Wie angewurzelt auf der Stelle,
Und blickte nach der dunklen Zelle,
Dem wundersamen Lärm zu lauschen . . .
Und wieder ward es still — nur leis
Im Nachtwind rings die Bäume rauschen,
Und ferne schallt des Gießbachs Welle.
Der Greis wagt nicht hineinzutreten

In die geheimnißvolle Klause,
Er ahnt, daß dort der Böse hause.
Und fromm schlägt er ein Kreuz, beginnt
Zu seinem Heiligen zu beten,
Doch will das Wort nicht aus dem Munde.
Er zittert wie in Fieberschauern,
Und ohne umzusehn, geschwind
Entweicht er . . . um die Klostermauern
Macht er zum Letztenmal die Runde.

XIII.

Wie schlafend eine Peri, lag
Tamara, blendend von Geberde
Im Grabe noch, in feuchter Erde.
Ach, nimmer sieht sie mehr den Tag!
Die seidne Wimper nun auf immer
Verhüllt den wunderbaren Schimmer
Des Flammenaugs; — doch so voll Leben
War sie im Tod' noch anzusehn,
Als ob sie nur geschlummert habe,
Und wolle jetzt das Haupt erheben,
Um mit dem Tage aufzustehn.
Doch ach! umsonst auf ihrem Grabe
Der Morgenröthe Strahlen brannten,
Umsonst auch knieten die Verwandten
In Weh' und Trauer bei ihr nieder,
Bedeckten ihre kalten Glieder
Mit langen Küssen, schmerzensheißen:
Die Schlummernde erwacht nicht wieder!
Der Tod hält fest, was er gepflückt,
Läßt sich kein Opfer mehr entreißen,
Dem er sein Siegel aufgedrückt.

Wie schnell in Nichts zusammenbrach
Was eben noch so üppig blühte,
Noch athmete und Funken sprühte,
Noch so verständlich zum Gemüthe
Im Zauber hehren Glanzes sprach!
Noch um Tamara's Lippen, sieh':
Ein Ausdruck wie von Lächeln schwebt,
Doch traurig ist dies Lächeln, wie
Das Grab, darin man sie begräbt!
Wer deutet dieses Lächelns Sinn?
Ist es ein Zug der Macht des Teufels,
Liegt Spott auf das Geschick darin?
Ist es der Ausdruck stolzen Zweifels, —
Ist es Verachtung dieses Lebens?
Ist's Wehmuth, oder Hohngeberde?
Wer weiß es! Man erforscht vergebens,
Was unerforschlich auf der Erde!
Und doch läßt man nicht ab, zu fragen,
Und richtet immer neu den Blick
Forschend empor zu dem Geschick,
Als müss' es endlich Antwort sagen.
Gleichwie uns eine Inschrift wohl,
Uralter Weisheit tief Symbol,
Zur Neugier treibt. Wir sehn der Züge
Seltsames, räthselhaft Gefüge:
Vielleicht enthalten sie die Sage
Verscholl'nen Wissens alter Tage,

Tiefer Gedanken verlorene Spur.
Lange bewahrte das Geschick
Die armen Opfer der Verwesung
Vor ihrem Loos. Doch unserm Blick,
Dem forschenden, bleibt ihre Lesung
Geheimnißvoll wie die Natur:
Bis einst wohl eine kund'ge Hand
Enthüllt ihr räthselhaft Gewand
Vor unserm Blick. Der Schleier hebt sich,
Und was uns todt erschien, belebt sich,
Und redet mit geweihtem Munde
Von alter Zeit verscholl'ner Kunde.
Aus den verwischten Zügen sehen
Wir ganze Völker auferstehen,
Die nichts zurückgelassen haben
Aus ihren Zeiten des Verfalles,
Als was dem Steine eingegraben,
Und diese Inschrift sagt uns Alles!

° ° °

Tamara lag in ihrem Grabe
Geschmückt mit ihrer besten Habe,
Von Zierrath und von Glanz umgeben
So reich, wie früher nie im Leben!

Mit Blumen war sie bunt geschmückt,
Von ihrer Heimatflur gepflückt,
(So wollte es des Landes Brauch)
Es duftete um ihre Truhe,
Als sollte aller Blumen Hauch
Eingehn mit ihr zur ew'gen Ruhe.

XIV.

Zum Trauerzuge schon versammelt
Sind Freunde, Nachbarn und Verwandte,
Und Jeder Trostesworte stammelt,
Doch ach! kein Trost die Schmerzen bannte
Des greisen Gudal, der sein Haar
Ausraufte, seine Brust zerschlug
In stummem Weh: auf immerdar
Ist hin sein Glück! — Er führt den Zug
Auf seinem weißgemähnten Pferd,
Das er zum letzten Mal besteigt.
Drei Tage und drei Nächte währt
Der Ritt, bis man das Ziel erreicht.
Bei ihrer Väter Asche haben
Sie dann Tamara's Grab gegraben.

XV.

Einer von Gudal's Ahnen war
Ein Wegelagerer, der lange
In seinem Sitz am Felsenhange
Der Schreck der Karawanen war,
Und Aller, die des Weges zogen.
Er kaufte all sein Gut mit Leichen,
Denn sicher führte er den Bogen,
Und Keiner mochte ihn erreichen
In seiner hohen Felsenschlucht:
Bis er vom Himmel heimgesucht
Durch eine Krankheit ward. Da schmolz
Der Schmerz des harten Sünders Stolz,
Zum Himmel flehte er in Reue,
Daß er die Sünden ihm verzeihe;
Und er gelobte, von dem Pfade
Des Bösen seinen Fuß zu wenden,
Zu einer Kirche zu verwenden
Sein Hab' und Gut, um Gottes Gnade!
Hoch auf granitnem Bergessaum,
Da, wo der Fels am höchsten steigt
Ueber die Wolken, daß ihn kaum
Des mächt'gen Geiers Flug erreicht; —

Wo der Kasbék zum Himmel schaut,
Von ew'gem Schnee und Eis umbleicht:
Ward eine Kirche aufgebaut,
So schnell, als sei durch Zauberschlag
Die Mauer aus dem Fels gebrochen.
Dort ruhten, bis zum Grabestag
Tamara's, ihres Ahnherrn Knochen.
Und dieses rauhe Felsenbette
Das jenes Räubers Asche barg,
Umschloß jetzt auch Tamara's Sarg,
Als sei die letzte Zufluchtsstätte
Hier wärmer — ferne von der Welt,
Und nah dem blauen Himmelszelt . . .

Noch war das Grablied nicht verklungen,
Da plötzlich ward die Felsenkette
Von schwarzen Wolken dicht umschlungen.
Ein Schneegestöber wild erhebt sich,
Heult mit dem Grablied um die Wette,
Und übertobt es — weiß begräbt sich
Die Kirche und die Grabesstätte
In diesem Meer von Schnee; die Säulen
Der Kirche zittern, und der Staub
Des Grabes wird der Stürme Raub,
Die lauter als Schakale heulen,
Und Alles rings umher zerstören.
Kein Menschentritt ist mehr zu hören.

Doch sieh: jetzt schweigt das Stürmen wieder,
Ein Engel hebt sein Lichtgefieder,
Schwingt aus den Wolken sich herab,
Und läßt auf dem zerstörten Grab
Tamara's sich in Andacht nieder.

XVI.

Sieh: durch die blauen Räume dort
Der Engel schwebt zum Himmel hin,
Und trägt die Seele mit sich fort
Der todten, schönen Sünderin.
Fest hält er sie in seinen Armen,
Spricht ihr vom Paradieseshorte,
Von Gottes Liebe und Erbarmen,
Bannt ihre Furcht vor Höll' und Teufel;
Nimmt ihr durch milde Trostesworte
Jedwedes Bangen, jeden Zweifel:

„Laß deine Klagen, holdes Kind,
Denn Gnade soll ich dir verkünden!
Durch deine Reuethränen sind
Hinweggewaschen deine Sünden!
Bei Gott ist Liebe und Versöhnen,
Und wer Ihn liebt, den liebt Er wieder,
Er ist der Schwachen Hort und Retter ..."

Ihr fernher klingt es schon von Tönen
Der Seligen vom Himmel nieder.

Doch, was steigt plötzlich durch die Luft,
Und fährt einher in Sturm und Wetter!
Schwarz hob sich's aus der Felsenkluft
Hervor mit zischendem Getöse;
Es blitzt und raucht: — das ist der Böse!
Voll Majestät in seinem Grimme
Ist er, sein Wort ist Donnerstimme,
Wie er zum Engel ruft:

„Halt ein!
Laß mir die Seele, sie ist mein!"

Tamara hört das Schreckenswort;
Bang blickt die schöne Sünderin
In Fleh'n auf ihren Engel hin:
Sei du mein Retter, du mein Hort!

O Himmel! wie entsetzlich trifft
Sie jetzt des Dämon böser Blick —
So ist er niemals ihr erschienen!
Aus seinem Mund haucht tödtlich Gift,
Sein ganzer Haß, sein Fluchgeschick,
All seiner Wildheit Majestät
Ist ausgeprägt in seinen Mienen.
Und feuchte Grabeskälte weht
Weit um die Nachtgestalt des Teufels . . .

Der Engel wehrt ihn ab und spricht:

„Verschwinde, finstrer Geist des Zweifels,
Tamara ist dein Opfer nicht!
Gott macht sie frei von deiner Macht,
Und macht sie frei von Weh und Klage,
Denn Liebe soll nicht untergehn!
Die Sonne auch erliegt der Nacht;
Doch nur, um wieder aufzusteh'n
In Herrlichkeit am jungen Tage!
Tamara's Herz ist nicht verdorben,
Der Sünde ist sie nicht gestorben,
Sie hat ein beff'res Theil erworben!
Vorbei ist all ihr Leid und Grämen,
Umsonst dein Trug und deine List:
Der Himmel will sie zu sich nehmen,
Die lange schon des Himmels ist.
Zum Lichte ging sie durch die Nacht.
Ob sie auch einen Augenblick
Gestrauchelt durch dein Fluchgeschick:
Sie ist des Himmels Kind nicht minder,
Und ist aus besserm Stoff gemacht
Als tugendkalte Menschenkinder,
Die unzugänglich der Verführung,
Weil unzugänglich jeder Rührung.
Die Zeit der Prüfung ist vorbei:
Mit ihrem irdischen Gewande

Sind abgestreift der Sünde Bande,
Und deiner Herrschaft ist sie frei!
Sie ward versucht und hat gestritten,
Sie hat geliebt und hat gelitten —
Ihr Leiden sühnt was sie gesündigt,
Und Gott hat Gnade ihr verkündigt,
Will nicht, daß sie verdorben werde,
Der er ein liebend Herz verlieh —
Er schuf sie nicht für diese Erde,
Und diese Erde nicht für sie!"

Sprach's, sah den Dämon zürnend an,
Schwang seine goldnen Flügel dann
Mit der erlösten Sünderin
Hochauf, zum blauen Himmel hin.

Und, von des Engels Zorn getroffen,
Der Dämon fluchte dem Geschick,
Das ihn auf einen Augenblick
Neu lieben, glauben ließ und hoffen.
In Sturm und Wetter fuhr er nieder
Zu seinem alten Aufenthalte,
Und ward der alte Sünder wieder,
Der liebeleere, zweifelkalte.

Epilog.

Auf der granit'nen Felsenwand
Ueber dem Thal von Kaitaour,
Sieht man noch jetzt die Trümmerspur
Wo einst das Schloß von Gudal stand.
Noch jetzt im Mund des Volks die Sage
Von schauerlichen Mären geht.
Als Zeuge jener Wundertage
Einsam in diesen öden Räumen
Gespensterhaft ein Denkmal steht,
Umhüllt von immergrünen Bäumen.
Doch der Aoul, der unten stand,
Ist wie begraben in dem Sand.
Die Erde grünt und blüht darüber..
Und von verworrnen Stimmen hallt es,
Von Karawanenglöckchen schallt es,
Und Roß und Reiter ziehn hinüber.

Hell durch den Nebel schäumt und blinkt
Der Gießbach, der zu Thale springt.

Und die jungfräuliche Natur
Lebt hier ein ew'ges Frühlingsleben,
Läßt schatt'ge Bäume sich erheben,
Streut Blumen auf die grüne Flur.

Todt nur in dem belebten Kreise
Das Schloßgemäuer sich erhebt;
Gleich einem alten, armen Greise,
Der alle Seinen überlebt,
Selbst lebensmüd, in Leid und Trauern.

Nur bei dem nächt'gen Mondenglanze
Erwacht es in den öden Mauern;
Dann halten Geister ihr Gelage,
Und schwingen sich in wildem Tanze,
Und feiern bis zum jungen Tage . . .

Eidechsen spielen auf dem Dache.
Die graue Spinne webt sich fest
In dem verwitterten Gemache.
Den dunklen Mauerspalt verläßt,
Vorsichtig gleitend, eine Schlange,
Kriecht bis zum morschen Pfortengange —
Erst ringelt sie sich spielend ein,
Dann streckt sie sich auf dem Gestein,
Und glänzt wie eine Degenklinge
Mit ihrer Haut voll bunter Ringe.

Verwischt ist durch die Hand der Zeit
Des Schlosses alte Herrlichkeit,
Der Ruhm, der Glanz aus jenen Tagen.
Es blüht und duftet in der Runde,
Doch wüst und öde liegt der Ort.
Nur in des Volkes alten Sagen,
Die fortgeerbt von Mund zu Munde,
Lebt die Erinnerung noch fort
An Gudal's einst berühmten Namen
Und an sein holdes Töchterlein . . .

Jahrhunderte seitdem schon kamen
Und gingen — doch im Sonnenschein
Sieht man noch bis zu unsern Tagen
Hoch von dem steilen Felsenhange
Durch Wolken her die Kirche ragen,
Darin Tamara's Asche ruht.
Gott selbst nahm sie in seine Huth,
Und wahrte sie vom Untergange.
Granitne Felsen stehn davor,
Wie Wächter an des Tempels Thor.
Die Häupter blitzen schneeig weiß,
Und Panzer tragen sie von Eis.

Rings schimmert Eis in mächt'gen Stücken,
Die, abgebröckelt von dem hohen,
Dem ewigweißen Bergesrücken,

Wie festgefrorne Wellen hängen,
Die massenhaft einander drängen,
Und jäh herabzustürzen drohen.

Der Sturm umheult der Kirche Mauern,
Als wollt' er um Tamara trauern.
Das Schneegestöber flockt herab,
Streut weiße Blumen auf ihr Grab.

Sonst einsam jetzt im Schneegewande
Die Kirche steht am Bergesrande,
Von keines Menschen Fuß betreten ...
Nur Wolken, die die Mär' vernommen
Von diesem Wundertempel, kommen
Gezogen aus dem Morgenlande,
Um hier zu ruhn und anzubeten.

Auf seinen Felsenschultern hält
Der mächtige Kasbék den Sarg,
Darin man, fern von aller Welt,
Der jungen Nonne Leiche barg.
Und ihren ew'gen Frieden bricht
Der ew'ge Streit der Menschen nicht!

Ein Märchen für Kinder.

I.

Das Epos und erzählende Gedicht
Will nicht mehr zieh'n im heutigen Jahrhundert.
Ganz liegt die Schuld an den Poeten nicht,
(Wird auch von mir nicht jeder Vers bewundert)
Das Publikum thut auch nicht seine Pflicht!
Wer Recht, wer Unrecht hat? Ich bin kein Richter,
Ich lese schon seit lange keine Dichter;
Nicht etwa, weil mir Poesie mißfällt,
Doch heutzutage heißt es: Zeit ist Geld!
Und kluge Menschen brauchen Zeit und Kräfte
(Ihr wißt es selbst!) zu nützlichem Geschäfte.

II.

Les' ich auch keine Verse, wie gesagt —
Doch selbst zu dichten ist mir oft Bedürfniß,
Weil Reim und Versbau mich sehr wenig plagt.
Nie komm' ich mit der Sprache in Zerwürfniß,
Reim' ich auch noch so klangvoll und gewagt!
Drum will ich heut' ein Märchen euch erzählen.
Zwar hab' ich Gründe Manches zu verhehlen
Darin: doch dafür kommt ein Stück Moral am Schluß!
Und, trotz des Märchens zauberdunklem Wesen,
Kann jedes Kind, was ich erzähle, lesen.

III.

Mein Held ist ein euch schon bekannter Geist,
Denn keinen Anspruch mach' ich auf Erfindung,
Ob man auch Neues ungebürlich preist;
Und strebe nicht nach künstlicher Verbindung,
Nur sorg' ich, daß der Faden mir nicht reißt.
Mir gilt es gleich, woher mein Stoff mag stammen,
Doch schmied' ich ihn an eignen Geistesflammen,
Daß er, zu schönem Bildniß ausgeprägt,
Der Wahrheit und des Bildners Zeugniß trägt.
Schafft dieses Bild dann wirkliches Behagen,
Mag die Kritik getrost nach Fehlern jagen!

IV.

Wer auf Patente der Erfindung reimt,
Nicht, weil es ihn von Innen drängt zu dichten
Und ängstlich Bild und Wort zusammenleimt,
Blos um nach Kritikastern sich zu richten:
In dem hat nie die Poesie gekeimt.
Doch dies ist eine immer neue Mode:
Der Dichter lebt erst recht nach seinem Tode —
Derweil der Schulfuchs nur so lange lebt,
Als er sich selbst im Leben überhebt
Mit seiner unfruchtbaren Weisheit Schimmer.
Schließt er sein Auge, ist er todt auf immer.

V.

Der Held des Lieds ist, wie gesagt, bekannt,
Und jetzt soll gleich das Lied auch selber kommen:
Ein Kindermärchen hab' ich es benannt,
Denn nur das Fromme kann mir jetzt noch frommen,
Weil die Censur so scharf in meinem Land,
Daß man dem Dämon, den ich jüngst gedichtet,
Mit Stift und Scheere so arg zugerichtet,
Daß von des Geists dämonischer Natur
In dem „Zum Druck Erlaubten“ keine Spur —
Beschnitten ward mein Held, als hätt' er Ohren
So lang, wie die beschneidenden Censoren!

VI.

Jetzt folgt mir in ein dämmernd Schlafgemach,
Mit ros'gem Fenstervorhang dicht umkleidet,
Daß kaum das Auge, wie es spähen mag,
Die bunten Teppichmuster unterscheidet.
Mit Mühe nur bleibt hier das Auge wach,
So schläfernd warm ist's bei dem Dämmerschimmer,
So jungfräulicher Duft haucht durch das Zimmer.
Sieh, dort von Spitzenkissen weich umschmiegt,
Ein hübsches, aber strenges Köpfchen liegt,
Ein Händchen auch, ein weißer Nacken zeigt sich, —
Ueber die Schlafende ein Teufel neigt sich.

VII.

Ob es der große Teufel selber war,
Ob einer von den kleinen Teufelsleuten,
Wie man sie heimlich braucht, und häufig gar
In Haus- und Herzensangelegenheiten, —
Ich weiß es nicht. Wenn diese luft'ge Schaar
Doch immer irdische Gewande trüge,
Daß man das Horn erkennte, und die Züge —
Doch so ein Teufel ohne Haut und Haar,
Des Leibs, der Füße, des Gesichtes baar,
Ein bloßer Geist von Bosheit — o, wie gräßlich!
(Doch, insgemein malt man die Teufel häßlich!)

VIII.

Auch ist, der Hohn so aller Tugend beut,
Und aller Zucht, sehr häßlich ohne Zweifel —
Doch läugn' ich's nicht: in meiner Jugendzeit
Macht' ich mir ein ganz andres Bild vom Teufel.
Ich dacht' ihn mir voll stolzer Herrlichkeit,
Ein majestätisch, wunderschönes Bildniß,
Und doch zugleich der Ausdruck aller Wildniß.
Wohl manches Jahr verlockend vor mir stand
Dies Bild, bis ich dem Zauber mich entwand —
Wie so viel' andre meiner Jugendträume
Verscheucht' ich ihn — durch Verse und durch Reime!

— — —

IX.

Denn beſſ're Wehr als dieſe giebt es nicht!
Ein Spottvers fällt dem Feinde auf die Nerven,
Daß ſich die Feindſchaft ſteigert oder bricht.
Wollt ihr mit einem Freund euch überwerfen,
Werft ihm geſalzne Verſe ins Geſicht . . .
Doch dieſe Abſchweifung paßt nicht zur Sache,
Wir ließen unſern Geiſt im Schlafgemache;
Der Unſchuld Schlaf erregte nicht ſein Blut,
Weil er als Geiſt keins hat — doch ſeine Glut
Verkündet ſich in phraſenſüßer Rede —
Des Teufels würdig war der Phraſen jede.

X.

„Du weißt nicht, wer ich bin; doch lange schon
Les' ich in deiner Seele, schweb' ich um dich
Unsichtbar; meiner Geisterstimme Ton
Umsäuselt lang wie liebliches Gesumm dich.
Du bist dem süßen Eindruck nicht entflohn.
Doch nicht zu sehn brauchst du mich, nicht zu kennen,
Du würdest dich in Bangen von mir trennen
Wenn du mich liebend, wie ich bin, gewahrt:
Denn meine Liebe ist ganz eigner Art —
Voll Glut — doch in Geduld die Glut bezähm' ich
Und keinen Kuß von deinen Lippen nehm' ich.

XI.

Doch schlummerst du, von Nacht umgeben, hier,
Pocht heiß dein Herz in jungfräulicher Regung:
So schweb' ich unter, über, neben dir —
Und unbewußt des Urquells der Bewegung,
Liebkosest, unterhältst du dich mit mir.
Durch schöne Bilder nehm' ich dich gefangen,
Durch süße Worte weck' ich dein Verlangen.
Ich weiß es, ird'scher Engel — meinem Blick
Ist nichts geheim: mir ward von dem Geschick
Das Wissen und die Ewigkeit zur Strafe;
Doch dafür bin ich keines Raumes Sklave!

XII.

Vor wenig Jahren kam ich spät zur Nacht
Ueber die Hauptstadt dieses Reichs geflogen.
Am Himmel schon, durch seine Flammenpracht
Die Nacht verscheuchend, kam der Tag gezogen.
Noch weit umher kein menschlich Auge wacht!
Doch seltsam klang es aus den todten Räumen,
Ein Stöhnen, wie aus sünd'gen Menschenträumen.
Und ferne schon im Glanz der Morgenglut
Erschimmerte der Newa breite Flut;
Und langsam gleitend, schwere Schiffe zogen
Hinab zum Meere mit des Stromes Wogen.

XIII.

Wie dunkle Schatten liefen schauerlich
Die Säulen der Paläste und der Dome
Am Ufer hin; die Stufen wuschen sich,
Die aus Granit gehauenen, im Strome.
Und rings lag Alles still und feierlich,
Ausruhend von dem täglichen Gewimmel.
In seinen Sternen lächelte der Himmel,
Als wär' er für die Thorheit blind und taub,
Und könnt' es, auf den stolzen Erdenstaub
Herabzusehn, ihm wirklich Freude machen —
Ich sah das, und — fing selber an zu lachen.

XIV.

Ich ließ dem Auge seinen Späherlauf,
Und aus Palast, Basar, Gerichtshof, Tempel,
Die Geister alle stiegen vor mir auf —
Doch Alles trug verbrecherischen Stempel!
Bestechlichkeit, Betrug saß obenauf;
Seltsam wirft seine Loose das Verhängniß:
Die Wahrheit, Tugend, schmachtet im Gefängniß,
Hier zu dem Schrei der Noth aus tiefster Brust
Mischt sich der Jubel wilder Sinnenlust;
Das Laster und die Faulheit schwelgen, feiern,
Auf Fleiß und Arbeit liegt die Sorge bleiern.

XV.

Doch, an der Newa stand ein altes Haus,
Drin Ernst und heil'ge Ruhe ausgedrückt war.
Alt angestammte Würde sprach sich aus
In Allem, womit reich das Haus geschmückt war.
Das Wappenschild wies auf ein Fürstenhaus,
Von Marmorsäulen ward es stolz getragen,
Gußeiserne Balkone sah man ragen
Vor Fensterthüren; in den Nischen stand
Manch Marmorbild, geformt von Meisterhand.
Vorhänge wahrten, reichgezierte, dicke,
Die hohen Fenster vor der Neugier Blicke.

XVI.

Wohl aus der alten, der Bojarenzeit
Noch diese hohen Prunkgemächer melden,
Da hier gehaust in Pracht und Herrlichkeit
Verscholl'ner Thaten ritterliche Helden!
Musik erklang aus dem Palaste weit,
Der Fenster Glanz schwamm auf des Stromes Rücken,
Fürstinnen mit gepuderten Perrücken
Und rothem Absatz schwebten durch den Saal;
Ein Füßchen gab das Zeichen oft zum Mahl,
Und Stern= und Edelstein=geschmückte Greise
Bespöttelten die fremde Modeweise.

XVII.

Die Zeit ist hin, und mit ihr das Geschlecht —
Mit dem Jahrhundert wechselten die Leute.
Wo lebensfroh die Alten einst gezecht,
Liegt's in den Sälen wüst und öde heute.
Verwittert ist das Schnitzwerk und Geflecht,
Nur die bestaubten Bilder in den Sälen
Noch von der Ahnen Tracht und Pracht erzählen.
Sonst sah das Haus wie todt auf's Wasser hin.
Doch wohnt ein dürrer, stolzer Greis darin,
Der noch aus alter Zeit herüberragte,
Und ob der Neuzeit trauerte und klagte.

XVIII.

Dürr von Gestalt, klein wie ein Zwerg war er,
Und barsch und streng mit allen Hausgenossen;
Er aß um Zwei, dann brummte er umher
Bis sich zum Schlafe seine Augen schlossen.
Und, floh der Schlaf ihn, las er im Voltaire,
Auch macht' er selbst oft auf die Neuzeit Glossen,
Denn immer war er mürrisch und verdrossen.
Er hatte eine Tochter, aber nie —
Außer beim Mittagstische — sah er sie;
Doch immer war die Gouvernante mit ihr,
Und paßte scharf auf Haltung, Schritt und Tritt ihr.

XIX.

Das vierzehnjähr'ge Kind, das freudenlos
Spiel, frische Luft und Sonnenschein nicht kannte,
Ward, wie im Treibhaus eine Blume, groß
In Furcht des Vaters und der Gouvernante.
Vom Antlitz bleichten nach und nach sich los
Die einst so schönen, lebensfrischen Farben;
Die Augen auch vor lauter Fleiß verdarben.
Doch, war sie einen Augenblick allein,
So ließ sie ihre Bücher Bücher sein
Und setzte sich ans Fenster, mit den Augen
Ein Stückchen Erd' und Himmel einzusaugen.

XX.

Im großen Saal war ihr befohl'ner Gang,
Doch immer schien ihr's hier so bang und schaurig —
Bei jedem Schritt ein lautes Echo klang,
Sonst wie ein Friedhof lag es still und traurig,
Daß sie nur selten ihre Furcht bezwang.
In allen Spiegeln rings so lang erschienen
Die Bilder, mit so todeskalten Mienen —
Und öfters gar kam es ihr deutlich vor
Als träfe geisterhaft Geräusch ihr Ohr.
Bald schallt es, kratzt es, dann entschwebt es leise,
(Das waren Ahnen-Schatten oder — Mäuse!)

XXI.

Sie so zu sehen war mir eine Lust,
Wie sie vor eigner Schritte Schall erschreckte —
Hoch schwoll die Furcht die feine Knospenbrust,
Derweil die Wange glühend sich bedeckte,
Und sie — vielleicht sich selber unbewußt —
In lauten Worten sagte was sie fühlte,
Was ihr im jungfräulichen Herzen wühlte.
Ach, welcher Wunder, welcher Freuden Schatz
Hat in solch kleinem Mädchenherzen Platz!
Mocht' es mir selbst auch oft zum Lachen scheinen:
Ich konnte mich nicht trennen von der Kleinen.

XXII.

Dies Blüthenherz, dies kindliche Gesicht,
Erschien mir so verlockend, so voll Neuheit:
In meinem dunklen Herzen ward es licht,
Ich war verliebt — sie nahm mir meine Freiheit.
Doch malte selbst ein Raphael auch nicht
Solch lieblich Bild wie Nina, so voll Leben!
Ihr Wuchs war Anmuth und ihr Gang war Schweben.
Tief war ihr Auge wie das blaue Meer,
Gram, Hoffnung, Lebenslust schien daraus her —
Doch zauberhaft ein Schleier noch verhüllte
Was Lieblichstes das junge Herz erfüllte . . .

XXIII.

Ein Herz schlug in der Brust der jungen Maid,
Von denen, die früh reifen durch Erfahrung.
Das Gute wie das Böse, Lust und Leid
Fand im Gemüthe Ninas reiche Nahrung.
Nie kam ihr Herz mit dem Verstand in Streit,
Da nie ein Vorwurf quälend sie berührte,
Denn blos der Zufall war es, der sie führte.
Sie war von denen, welchen nichts gereut,
Und nichts im Leben eine Lehre beut —
Ich suchte lange solch ein Herz zur Minne,
Denn ich war von demselben leichten Sinne.

XXIV.

Oft träumte sie von unbekanntem Glück,
Ging aufgeregt im Saale auf und nieder,
Rief alle Lust der alten Zeit zurück,
Schuf sich den todten Raum voll Leben wieder.
Und Sporen klirrten, hell erscholl Musik,
Und sieh: ihr war's, als führte sie zum Tanze
Ein Kavalier in reichem Ordensglanze —
Sie fliegt mit ihm im Walzer durch den Saal,
Hell schimmert's rings von tausend Lichter Strahl —
Doch plötzlich ganz erschöpft sind ihre Glieder,
In einen Lehnstuhl sinkt sie seufzend nieder.

XXV.

Da saß sie, und ihr Tänzer kniet vor ihr,
Die mit dem Fuß die Erde kaum berührte —
Und sie erlaubte, daß der Kavalier
Verfängliche Gespräche mit ihr führte,
Sie horchte seinen Worten mit Begier —
So sanft, so freundlich kam er ihr entgegen,
Doch plötzlich ward er unzart und verwegen . . .
Doch sieh: ein strenger Blick entwaffnet ihn,
Der eben noch so übermüthig schien.
Stolz freut sie des Triumphes sich; ihr däucht es
Mit Herrn gefahrlos umzugehn ein Leichtes.

XXVI.

In Ahnung so und träumerischem Hang
Kam früh ihr ganzes Wesen zur Entfaltung;
Oft vor dem Spiegel stand sie stundenlang
Und prüfte sorgsam Miene, Gang und Haltung.
Und wie zum Ballputz Band und Blumen schlang
Sie in ihr Haar. Ich ließ sie ganz gewähren,
Versuchte nicht, sie künstlich aufzuklären;
Die klug für sich schon, was ich wollte, that,
Bedurfte ganz und gar nicht meinen Rath.
So wuchs sie auf, in Träumerei'n verloren,
Zur Lieblingsgröße der Roman-Autoren.

XXVII.

Das war ein Festgeburtstag: siebzehn Jahr!
Jetzt sollte, was sie nur im Traume kannte,
In Wirklichkeit ihr werden offenbar.
Ihr Vater schickte nach der alten Tante,
Sein Kind war für die Welt jetzt reif . . . es war
Familienrath bei ihm zum ersten Balle . . .
Ob ich in diesem Anzug wohl gefalle?
Ob wohl der Hof zum Balle kommt? Ob nicht
Zu kindisch und verlegen mein Gesicht? —
So quälte sie sich vorher halb zu Tode;
Doch war ihr Kleid ganz nach der neu'sten Mode.

XXVIII.

Der langersehnte Abend kam herbei,
Sie war in Fiebern schon am frühen Morgen;
Erst brach ihr gold'nes Bracelet entzwei,
Dann riß ein Handschuh ihr — vor lauter Sorgen!
Der schweren Sorgen war sie noch nicht frei
Als vorgefahren schon zum Ball der Wagen.
Sie stieg hinein mit Zittern und mit Zagen,
Und als sie ausstieg, trat sie sich auf's Kleid,
Und stolperte; — ganz in Verlegenheit
Schritt sie jetzt in des Balles Glanzgestrahle —
Nicht lange unbemerkt blieb sie im Saale.

XXIX.

Man sah hier nur die „auserles'ne Welt",
(Ich hab' ihn nicht erfunden, diesen Namen,
Obschon er sicher tiefen Sinn enthält.)
Im Tanze drehten Herren sich und Damen,
Mehr äußerlich als innerlich erhellt.
Im Innern dunkel war's, wohin ich schaute,
Daß selbst vor dieser Dunkelheit mir graute!
Ich kannte meine besten Freunde nicht,
So heuchlerisch verstellt war ihr Gesicht:
Und, ob ich noch so scharfen Ohres lauschte:
Sinnloser Schall mir nur entgegenrauschte." . . .

(Die hier fehlenden zehn Strophen sind auch nicht im handschriftlichen Nachlasse des Dichters zu finden.) .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Soweit der Teufel, — und der Dichter spricht:
Es war nicht *meine* Wahl, hier schon zu enden,
Man wahrt vor größ'rer Länge mein Gedicht
Von oben her mit väterlichen Händen.
Nur ungern thu' ich auf den Schluß Verzicht,
Wo man mir Alles blindlings auf Einmal streicht,
Und mit dem Rest auch leider die Moral streicht:
Denn die Censur beschränkt stets mein Talent,
Wenn sich's entwickeln will, auf ein Fragment.
Und im Gehorsam bin ich exemplarisch:
Drum bleibt auch dieses Märchen fragmentarisch.

W a l e r i k.

Ein Schlachtgemälde.

Nicht oft kann ich zum Schreiben kommen
An euch — bald hier, bald dort gebricht's;
Und, was kann euch mein Schreiben frommen,
Was hab' ich euch zu sagen? Nichts!
Ob ich mich eurer noch erinn're?
Gott weiß es, der mir sieht ins Inn're!
Ihr wißt es selbst recht gut, doch euch
Gilt es natürlich ziemlich gleich.
Und soll ich, was ich bin, euch sagen,
Wohin das Schicksal mich verschlagen,
Und wo es meinen Lauf gehemmt?
Was schert es euch, aus welcher Wildniß
Euch jetzt entgegentritt mein Bildniß:
Wir sind uns doch einander fremd!

Ich leb' in der Vergangenheit,
Und bei der alten Blätter Lesen
Prüf' ich, ob Alles so gewesen,
Denn zweifeln lehrte mich die Zeit.
Der leichte Sinn ist mir geraubt.
Ich hasse alles Heucheln, Lügen,
Und find' es albern, daß man glaubt

An Dinge, die längst nicht mehr sind,
Und albern: vor sich selber blind
Durch's eigne Herz sich zu betrügen.
Glaubt man das Gegentheil euch gerne:
Die Liebe schwindet mit der Ferne.
Und Freundschaft ist ganz andrer Art
(Bei uns, im heutigen Jahrhundert)
Als sie sich sonst wohl offenbart,
Und man sie jetzt auch noch bewundert
In Stammbuchblättern und Gedichten,
Die über meinem Horizonte.
Doch dürft ihr euch danach nicht richten,
Mit Einem Maß nicht Alles messen,
Ich hab' euch wirklich nicht vergessen,
Weil — ich euch nicht vergessen konnte!
Weil ich an meinem Lebensmorgen
Euch liebte, liebte lange Zeit,
Und dann durch Leiden, Gram und Sorgen
Gebüßt für meine Seligkeit.
In unfruchtbarer Reue trug ich
Dann Jahre lang des Lebens Noth,
Durch unfruchtbares Grübeln schlug ich
Des Lebens letzte Blüthen todt.
In Argwohn meinen Mann erst maß ich
Wenn Einer kam sich mir zu nah'n,
Und jeden schönen Jugendwahn,
Und alles Jugendglück vergaß ich,

Die Liebe und die Poesie:
Doch euch, bei Gott! vergaß ich nie.
Und ob ich euch vergessen sollte,
Und ob ich euch vergessen wollte:
Ich wäre der Erinn'rung Sklave!
Wohl ohne Murren, ohne Zagen
Hab' ich gelernt mein Kreuz zu tragen,
Doch so wie so ist's mir zur Strafe.
In Gleichmuth trag' ich schon seit Jahren
Mein Loos, wie Türken und Tataren.
Ob mich das Schicksal haßt, ob liebt:
Ich nehm' es ganz wie es sich giebt;
Danke für Böses wie für Gutes
Dem Himmel, immer gleichen Muthes.
Und ob ich Unglück viel gekannt,
Ich habe nie um Glück gebeten!
Vielleicht, daß ich im Morgenland,
Wohin das Schicksal mich verbannt,
Ein Stückchen von der Weisheit fand
Und von dem Glauben des Propheten . . .

Doch, wer wird meine Trägheit schelten,
Wo ich, bei schwerem Dienst im Kriege,
Meist unter freiem Himmel liege,
Und, wenn es hoch kommt, unter Zelten.
Geplagt vom Morgen bis zum Abend,
An Nichts in Ruh die Seele labend,

Da kommt im Geiste Nichts zur Reife!
Unstät wie ein Nomade schweife
Ich hier durch's Land. Mir ist im Leben
Kein sichrer Anhaltspunkt gegeben.
Bald streck' ich meine müden Glieder
Im hohen Steppengrase nieder;
Bald unter schatt'gen Ahornbäumen,
Umschwankt von Ranken wilder Reben,
Lieg' ich in trägen, bunten Träumen.

Vor mir dehnt sich das weiße Lager
Unübersehbar in die Weite.
Kopfhängend stehen mir zur Seite
Kosakenpferde, klein und mager.
Heiß brennt die Sonne schon aus Osten.
Paarweise stehen fern die Posten
Und ziehen eine weite Kette
Rings um das weiße Kriegsgezelt.
Hier sind Geschütze aufgestellt;
Die müden Krieger schlafen unten,
Wie schläfrig glimmen selbst die Lunten.

Doch mir zur Linken in dem Zelt
Laut unterhalten sich die Leute
Von Thaten der Vergangenheit.
Sie sprechen von Jermoloff's Zeit —
Da gab es Ruhm und reiche Beute.

Wie sie zur Tschetschnja mit ihm zogen,
Mit ihm Awarien durchflogen,
Gefürchtet war Jermoloff's Schaar ...

Vor mir am Quell sitzt ein Tatar,
(Ein friedlicher aus unsern Reih'n),
Kocht einen Brei nach heim'scher Weise,
Noch Andre ruhen dort im Kreise
Und lassen sich's behaglich sein. —
Gern seh' ich diese wilden Söhne
Der Berge, — ihre gelbe Haut,
Das Auge, das so finster schaut,
Und doch so listig und gewitzt.
Der Kleidung kriegerische Schöne,
Die Aermel oben aufgeschlitzt —
Gern hör' ich ihre Gurgeltöne.

Horch! ferne knallt es, Kugeln zischen,
Ein wildes Rufen schallt dazwischen! ..
Jetzt schweigt es wieder — doch die Zeit
Zum Aufbruch naht — macht euch bereit!
Im Lager rings herrscht bunte Regung,
Die Reiter tränken ihre Pferde;
Das Fußvolk setzt sich in Bewegung;
Die Räder der Kanonen knarren
Und wühlen Furchen in die Erde.
Hier putzt, dort hämmert, dreht und schraubt man,

Da wirft man das Gepäck auf Karren.
„Ist ihr Gepäck besorgt, Herr Hauptmann?"

„Die Wagen vorgezogen!" — Gleich! —
„Pawel! wo ist mein Feuerzeug?"
„Verfluchten Kerle! vorwärts, marsch!"
„Wo ist die zweite Rotte?" Barsch
Und laut so rufen hundert Stimmen.
Und Pferde wiehern, Lunten glimmen,
Voran mit seiner Suite sprengt
Der General — „Rechtsum geschwenkt!"
Die Trommel schallt, Musik fällt ein,
Und durcheinander unter Schrei'n
Kosaken fliegen über's Feld
Wie Bienenschwärme; weithin gellt
Der Ruf zum Halten. Ferne schon
Sieht man zwei feindliche Standarten.
Es kann der flinke Steppensohn
Den Ruf zum Angriff kaum erwarten.
Auf grauem, weißgeflecktem Pferde,
Kommt ein Muride [2] angesprengt,
Von stolzer Haltung und Geberde.
Ein weißer Turban deckt sein Haupt,
Am rothen Waffenrocke hängt
Die bunte Schaschka — und es schnaubt
Sein Renner, wiehert laut und bäumt,
Und seine Nüster dampft und schäumt.

Wo unter den Kosaken ist
Ein Waghals, der mit ihm sich mißt?

Sieh: der Grebénischen Kosaken
Sprengt einer vor jetzt aus dem Troß!
Er streichelt seines Pferdes Nacken,
Bereitet jagend sein Geschoß;
Die Beiden nahen sich zum Kampf:
Zwei Schüsse fallen ... leichter Dampf ...
Verwundet ist der Bergkosak —
Auf, Kameraden, hinterher!

„Laßt nur, die Wunde ist nicht schwer!“

Auch sieht man schon den Feind nicht mehr,
's war nur ein kleiner Schabernak
Den der Muride uns gespielt,
Deß Auge immer sicher zielt.

Die Feinde suchen oft und gerne
Mit den Kosaken solchen Strauß;
Es sieht ergötzlich aus von ferne,
Doch kommt nicht viel dabei heraus.
Der Abend wurde kühl und heiter,
Man plänkerte noch einzeln weiter,
Und jagte, zielte um die Wette,
Doch kam es nicht zu einer Schlacht.

Uns stört' es nicht in unsrer Ruh.
Wir sah'n dem kecken Treiben zu
Wie einem tragischen Ballette —
Und Alles wurde still zur Nacht.

Doch einst ein Schauspiel seltner Art
Lebt' ich, wie ihr es nie gewahrt!

Tief an des Hochgebirges Rand
Durch einen dunkeln Waldesraum
Führt' uns der Marsch. Die Sonne stand
Am Himmel schon im Mittagsbrand.
Wir athmeten vor Hitze kaum.
Ein heißer Kampf war uns versprochen.
Sich in der Tschetschnja einend, waren
Dem Aufruf folgend, starke Schaaren
Zum Sommerfeldzug aufgebrochen.

Theilweise war der Wald gelichtet,
Zu Lagerplätzen ausgehauen,
Wachtfeuer sah man ringsum funkeln.
Vom feuchten Holz der Dampf verdichtet
Sich hier zu Ringeln, lichten, blauen —
Und dort zu Wolken, großen, dunkeln.
Unheimlich schallt es durch den Wald
Von wilden Stimmen. Horch: da knallt
Es plötzlich — kaum bleibt uns noch Zeit

Für das Gepäck. Schon tobt der Streit;
Ein kurzgebrochnes Knattern, Prasseln.

„Kanonen nach dem Hintertrupp!"
Ruft's laut durch's Holz; — die Büsche rasseln:
Dort bringt man einen ganzen Schub
Verwundeter: „den Arzt herbei!"
Sie schrei'n nach Hülfe und Verband.

Doch hinten, von des Berges Rand
Schrillt jetzt ein anderes Geschrei,
Taucht manche pelzverbrämte Mütze,
Und mancher weiße Turban auf:
Tscherkessen drängen an im Lauf,
Und werfen sich auf die Geschütze.
Die Nachhut ist im Nu durchbrochen,
Denn die Tscherkessen nahn von hinten.
Ein Kugelregen ihrer Flinten
Bricht ihnen Bahn. Man schlägt sich wacker,
Der Waldplatz wird zum Leichenacker
Wo mancher starke Held sich bettet.
Bald sammeln sich die Unsern wieder,
Auf's Neue bilden sich die Glieder,
Und die Geschütze sind gerettet . . .

Beim Vordertrupp ist Alles still.
Hier zwischen Sträuchen floß ein Bach.

Wir gingen seinem Laufe nach —
Horch: plötzlich seitwärts pfeift es schrill . . .
Wir ließen in der Richtung schnell
Granaten werfen . . . wieder legt sich's . . .
Doch jetzt zur Rechten laut bewegt sich's:
Dort sind Baumstämme aufgeschichtet
Als Bollwerk . . . Flinten blitzen hell,
Die Flinten sind auf uns gerichtet.
Rings raschelt's durch das hohe Gras —
Wir sind umstellt auf allen Wegen . . .
Es schweigt . . . ein banges Schweigen, das!
Das manches Herz in lautern Schlägen
Erbeben macht, dem Kampf entgegen.
Auf einmal aus dem Hinterhalt
Ein tausendfältig Feuern knallt.
Furchtbar durchbricht es unsre Glieder,
Reißt ganze Reihen von uns nieder —
Doch unsre Leute sind gewohnt
Solch Schauspiel, und wer noch verschont
Greift zum Gewehr — wir schießen wieder —
Die Offiziere gehn voran
Und machen ihren Leuten Muth —
Von beiden Seiten jetzt begann
Der Kampf mit der Verzweiflung Wuth.
Es dröhnt der Wald von den Geschützen.
Wo sich die Balkenwände thürmen
Den Feind im Hinterhalt zu schützen,

Beginnen wir mit Macht zu stürmen —
Hurrah und drauf! Dort blitzen Degen,
Mit Bajonetten wir dagegen . . .
Hu! welch ein Stechen, Stöhnen, Kreischen!
Die Menschen werden wilde Thiere,
Die Brust an Brust sich wild zerfleischen,
Nach Blute lechzend wie Vampyre.
Zwei schwere Stunden so verstreichen —
Im Rasen dampft's von Menschenköpfen,
Das Bächlein war gedämmt von Leichen;
Ich wollte Wasser daraus schöpfen,
Doch nicht mehr trinkbar war die Flut,
Ganz warm das Wasser, roth wie Blut . . .

Dort, wo die lange Balkenwand
Durchbrochen, hart am Bergesrand
Im Schatten einer Eiche stand
Ein kleiner Kreis. Und auf der Erde
Kniet ein Soldat, rauh von Geberde,
Doch thränenfeucht ist sein Gesicht.
Der Ausdruck bittern Schmerzes bricht
Gewaltsam durch. Ganz staubbedeckt,
Liegt auf dem Mantel ausgestreckt
Sein Hauptmann — liegt in Todesqual!
Der Rücken lehnt sich an die Eiche,
Entstellt ist das Gesicht, das bleiche:
Zwei Kugeln trafen auf einmal

Die hohe Brust; den schwarzen Wunden
Enttröpfelt langsam dickes Blut.
Vergebens wird er noch verbunden!
Sein Auge flammt in letzter Glut,
Irrt unstät wild im Kreis umher.
Jetzt spricht er noch — es wird ihm schwer!

„Helft, Kameraden! tragt mich fort,
Fort ins Gebirg — halt! saht ihr nicht
Den General?“

Noch manches Wort,
Doch schwächer stets, der Arme sprach,
Bis ihn der Tod zusammenbrach . . .

Von Thränen brannte das Gesicht
Der greisen Krieger, die ringsum
Auf ihren Flinten lehnten. Stumm
Erwiesen sie die letzte Ehre
Dem todten Hauptmann: seine Leiche
Ward in den Mantel eingeschlagen;
Sie legten ihn auf die Gewehre,
Vorsichtig dann durch die Gesträuche
Ward er zur letzten Ruh getragen . . .

Der Schlachtsturm hatte ausgestürmt.
Nun wurden, die im Kampfe starben,

Zerschossen und zerhau'n verdarben:
Zu Leichenhaufen aufgethürmt.
O Mensch, der Gottheit Ebenbild,
Wie schrecklich zeigt der Krieg dein Bild!
Es quoll das Blut noch purpurfarben
Zwischen den Steinen und dem Gras —
Nur langsam in die Erde kroch es,
Stark von der Ausdünstung schon roch es.

Im Wald, auf einer Trommel saß
Der General, Befehle gebend,
Und Feldbotschaft entgegennehmend.
Wie Nebel lag, langsam verschwebend
Der Pulverdampf, den Wald verbrämend.

In stolzer Ruhe sich erhebend
Ragt das Gebirg im Sonnenblitze,
Und über alle Berge hoch
Steigt des Kasbék Demantenspitze . . .

Doch Wehmuth meine Brust durchzog,
Dacht' ich: Elende Menschensöhne!
Was wollt ihr doch! In ew'ger Schöne
Lacht über euch das Himmelszelt,
Platz ist für Alle in der Welt
Und glücklich könnt ihr sein hienieden —
Ihr aber brecht den Gottesfrieden,

In Haß und Zwietracht geht ihr um,
Sprecht Hohn den göttlichen Gesetzen,
Und laßt euch aufeinander hetzen
Und schlagt einander todt — warum?

Ein Schlag auf meine Schulter brach
Mein Grübeln; spähend flog mein Blick
Zur Seite: Golub*) stand vor mir,
Ein asiat'scher Freund. Ich sprach:
Wie nennt man diese Stätte hier?
Er gab zur Antwort:

„Walerik,
Das ist verdolmetscht: Todesbach,
Der Name stammt aus alten Tagen."

Wie hoch schlägst du die Zahl wohl an
Der Feinde, die sich heut geschlagen? —

„An siebentausend wird Nichts fehlen!"

Und wieviel — fragt' ich weiter dann —
Sind wohl geblieben im Gefechte? —

„Das weiß ich nicht; die müßt ihr zählen!"

---

*) Ein Eigenname.

Doch sicher — fiel ein Dritter ein —
Wird dem tschetschénischen Geschlechte
Der blut'ge Tag zur Lehre sein,
Daß es an unsre Obmacht glaubt!

Der Krieger schüttelte sein Haupt,
Und sprach mit schlauem Blicke: Nein! . . .

° ° °

Doch glaub' ich, es ist Zeit zu schließen!
Der Schlachtenlärm, das Blutvergießen,
Des Krieges wilde Bilder taugen
Nicht für so zartgewöhnte Augen
Wie eure sind, und leicht verdrießen
Mag euch mein Brief. Ihr quält euch nicht
Mit Grübeleien von dem Tode —
Aus eurem jungen Angesicht
Spricht keine Sorge und Beschwerde,
Ihr amüsirt euch nach der Mode,
Habt nahe wohl noch nie gesehn
Was sterben heißt auf dieser Erde,
(Gott geb', es möge nie geschehn!)
Man quält sich so auch schon genug
In Selbstvergessenheit, — ist's klug
So, oder so, wie soll man's machen:
Sich in den ew'gen Schlaf versenken

Mit dem Gedanken an's Erwachen,
Oder nie an die Zukunft denken?

Doch jetzt lebt wohl! Es soll mich freu'n,
Wenn diese kleine Mordgeschichte
Sich mit zufriedenem Gesichte
Zu Ende liest. Doch, sollt' es sein
Ich fände vor euch keine Gnade,
Mein Freskobild wär euch zu wild,
Weil es so grell gemalt auf Kalk,
Und nicht so niedlich wie ein Bild
Auf eurer Seife und Pomade, —
Denkt immerhin: er ist ein Schalk,
Doch ist es um den Menschen schade!

Die Rentmeisterin.

I.

T...w ist eine Stadt, die ehmals
Beim Zar in schlechtem Ansehn stand,
Doch ist sie jetzt so treu, wie jemals
Die allertreu'ste Stadt im Land. —
Drei Straßen, grade wie Kasernen
Hat sie, und Pflaster und Laternen.
Wirthshäuser auch sind zwei darin,
Genannt nach Moskau und Berlin.
Vier Schilderhäuser noch erwähnen
Muß ich, als eine Zier der Stadt —
Des Ortes Polizeiwacht hat
Hier Zeit zum Schnarchen und zum Gähnen.
Die Stadt ist hübsch, und in der Huth
Der Polizei ist sie auch gut.

II.

Doch ach! es herrscht hier Langeweile
Noch mehr als an der Newa Strand;
Die Klatschsucht schießt mit gift'gem Pfeile,
Die Dummheit klatscht mit dicker Hand;
Der Affe spielt den Eleganten;
Selbst von steifleinenen Pedanten
Ist Ueberfluß — und vor Klavier
Und Singsang schützt kein Mittel hier.
Und Damen — wahre Blumenstengel
Von Tugend — giebt's ein ganzes Schock
Dianen hier im Unterrock.
Sie selbst sind ohne Fehl' und Mängel,
Denn scharf von Zunge und Gesicht
Gehn sie mit Andern ins Gericht.

III.

Ein Wort hat wie ein Blitz entzündet
Die Stadt, daß man sie kaum noch kennt:
Die frohe Nachricht ist verkündet
Daß ein Ulanenregiment
Zum Winter kommt. Gott sei uns gnädig!
Der Oberst ist gewiß noch ledig,
Und der Brigadegeneral
Giebt sicher Bälle ohne Zahl!
Die steifste Mutter wird beweglich,
Gott! welche Aussicht für ihr Kind!...
Und nur die dummen Männer sind
Vor Geiz und Sorgen unerträglich —
Dem Neid, der Eifersucht ein Dorn
Im Aug' ist Uniform und Sporn.

IV.

Einstmals, es war am frühen Morgen,
Kaum flammte auf der junge Tag,
In ihren Betten noch verborgen
Die Welt der „höh'ren Kreise“ lag;
Der goldne Knauf der Kathedrale
Erschimmerte im Morgenstrahle:
Ward es in T . . . w's Straßen laut,
Und wie das Auge abwärts schaut:
Den Oberst mit den Adjutanten
Voran, ziehn die Ulanen ein,
Zu sechs und sechs, in langen Reihn.
Ganz schläfrig sahn die Musikanten
Auf ihren Pferden aus — doch schön
Klang ihres Reitermarschs Getön.

V.

Und bei dem Wiehern, der Bewegung,
Dem Roßhufschall und dem Geklirr,
Schlägt manches Herz in laut'rer Regung,
Und manches Mädchenaug' blickt wirr.
Vom Lager springt der Fuß, der flinke,
„Gott, wie du schläfrig bist, Kathinke!
Pantoffeln her und Morgenrock!
Iwan! der Kerl liegt wie ein Block —
Schnell, öffne doch die Fensterläden!"
Ganz angelaufen ist das Glas,
Hier fehlt noch dies, da fehlt noch das,
Ein Lärmen, Durcheinanderreden . .
Doch endlich klar das Auge sieht
Den Zug, wie er vorüberzieht.

VI.

Welch Anblick! „Sieh nur, Katherine,
Den da!“ — Wen, den Major? — „Ach nein,
Den rechts da mit der stolzen Miene,
Er scheint nur ein Kornet zu sein,
Doch, wie er herrlich sitzt zu Pferde,
Er grüßt so freundlich von Geberde
Herauf — den hab' ich schon gesehn
Im Traume neulich!“ Lange stehn
Die Mädchen, sehen in Gedanken
Mit manchem lauten O! und Ach!
Dem langen Reiterzuge nach.
Im Wind die Federbüsche schwanken.
Es laufen unter Lärm und Schrein
Barfüß'ge Buben hinterdrein.

VII.

Dem Wirthshaus beigenannt „Moskowskoi“,
Wo der Ulanen Hauptquartier,
Wohnt gegenüber Herr Bobkowsky,
Rentmeister der Regierung hier.
Er thut im alten Haus sich gütlich,
Das nicht geschmackvoll, doch gemüthlich
Erbaut: auf einem Säulenpaar
Ruht ein Balkon wie ein Altar.
Vier rund beschnitt'ne Birkenbäume
Stehn vorne; auf dem morschen Dach
Wächst Moos; doch jedes Fensterfach
Zeugt von der Pracht der innern Räume,
Rouleaux, Gardinen reich und dick,
Begegnen hier der Neugier Blick.

VIII.

Unheimlich sah mit großer Glatze
Und falschem Blick der Hausherr aus;
Doch, Dank dem öffentlichen Schatze:
Nie fehlt' es ihm an Geld im Haus.
Das Rechnen war ihm sehr geläufig,
Er spielte gern und spielte häufig
In Karten, wo der alte Mann
Bei hohem Einsatz meist gewann.
Und kam es vor daß er zuweilen
Auch eine Kleinigkeit verlor,
So schrieb er sich das hinter's Ohr,
Und suchte den Verlust zu heilen
Durch Kassengelder; gern ertränkt'
Er auch im Wein was ihn gekränkt.

IX.

Die Arbeit scheute wie Gefahr er,
Doch seinen Rath hielt Jeder hoch.
Der Schrecken aller Mütter war er,
Und ihrer Söhnlein Pädagog.
Durch welsche Hühner, Eier, Butter,
Von mancher zartbesorgten Mutter
Ward er als Pädagog geehrt,
Und seines Vorraths Schatz vermehrt.
Der Arzt, Kreishauptmann und der Richter
Besuchten ihn zu Tisch und Spiel —
Bei Tische spaßte er so viel
Und schnitt so komische Gesichter,
Daß seine junge Frau für ihn
Errötheud sich zu schämen schien.

X.

Vergessen hätt' ich fast, zu melden,
Daß ihm auch eine Frau beschert;
Und diese Hälfte unsres Helden
War wirklich allen Preises werth.
Er schätzte sie auch hoch im Preise
Und ehrte sie auf seine Weise;
Nicht, daß er für sie aus Paris
Kleider und Hüte kommen ließ!
Doch sucht' er sie zu unterrichten
Zu seufzen, äugeln mit Geschick,
Um weg vom Kartentisch den Blick
Der Spielenden auf sie zu richten.
So sicher zog der schlaue Greis
Stets seinen Vortheil aus dem Kreis.

XI.

Und wirklich lockend von Geberde
Afdotja Nikolawna war!
Ihr Fuß berührte kaum die Erde,
So leicht ging sie. Der Busen gar!
So hoch, so voll, und weiß wie Zucker,
Ein Zauberanblick selbst für Mucker!
Durch ihre feine Lilienhaut
Sichtbarlich jede Ader blaut' —
Sie schien zur Leidenschaft geboren;
Der Zauber ihres Augenlichts:
Ein Türkis war dagegen Nichts,
Und wer sie sah, der war verloren.
Es flammt' aus ihrem Angesicht
Ein lebend Stückchen Himmelslicht.

XII.

Dies feine Näschen, diese Lippen:
Ein aufgerolltes Rosenblatt —
Und diese Zähne: Perlenklippen
Wo man das Scheitern gerne hat.
Ein wenig schnarrte sie mit Feinheit,
Sprach nie das R in ganzer Reinheit,
Ein Fehler der bei ihr nicht stört:
Ach, gar zu gerne Jeder hört
Die glockenreinen, süßen Töne!
Doch: wie kommt sie zu diesem Mann?
Wie der nur solch ein Weib gewann?
Nicht ganz wie sie, doch auch voll Schöne,
Afdotja's jüng're Schwester war —
Ein selten lieblich Schwesterpaar!

XIII.

Die Schwester — wie es in Romanen
Stets mehr als Eine Heldin giebt —
Hat sich in einen der Ulanen
Mit ganzer Leidenschaft verliebt.
Pflichtschuldig weiht sie ohne Säumniß
Afdotja ein in ihr Geheimniß . . .
Ich weiß nicht, ob ihr je belauscht
Wenn solch ein Pärchen Worte tauscht
Wie sie von diesen Lippen glitten?
Der Zufall ließ mich Horcher sein
Wie sie, die sich geglaubt allein,
Verhandelten von unsern Sitten . . .
Ich war erstaunt, ich war empört,
Doch sag' ich nicht was ich gehört!

XIV.

Es schien, des Städtchens strenge Tugend
(Wovon vorhin die Rede war)
Kam bei der jungfräulichen Jugend
Jetzt leicht und öfter in Gefahr.
Doch hier ist nicht der Ort, darüber
Schon jetzt zu sprechen . . . Gegenüber
Afdotja's Fenster, im Quartier
Lag ein Ulanenoffizier.
Rittmeister war er, doch im Gange
So jugendlich wie ein Kornet.
Dem edlen Antlitz gar zu nett
Der Schnurrbart steht, der schwarze, lange,
So kühn blitzt seines Auges Strahl,
Er war ein wahres Ideal!

XV.

Sein Erbtheil väterlichen Geldes
Schwand ihm schon als Kornet dahin;
Seitdem, den Vögeln gleich des Feldes,
Lebt er von gottergebnem Sinn.
Er legt sich schlafen ohne Sorgen
Wo er zu essen findet morgen.
Er schweift im weiten Russenland
Umher, bald als Kourier gesandt,
Bald auch um Pferde aufzukaufen;
Auf jahrelangem Urlaub bald,
Mit Abenteuern mannigfalt.
Und — glaubt man ihm — ist er im Raufen,
Sei's in der Feldschlacht, im Duell,
Ein ganz verwegener Gesell.

XVI.

Immer mit großem Glücke spielt' er,
Doch muß ich euch erzählen, wie:
Was er gewonnen, das behielt er,
Was er verlor, bezahlt er nie . . .
Er scherzt und witzelt im Gefechte,
Und ist so tapfer, daß die Rechte
Nicht weiß, was seine Linke thut.
Grausam vergießt er Ströme Blut,
Faßt seine Feinde gleich beim Schopfe
Und lacht dabei. Einst in der Glut
Des Kampfs schoß er voll Uebermuth
Selbst einem Freunde nach dem Kopfe.
Doch auch zu Zeiten weich und lind
Ist unser Wüthrich wie ein Kind.

XVII.

Nie sah man ihn verwirrt, verlegen:
In Allem sicher was er that
War er, ging nie auf fremden Wegen,
Und bahnte selber seinen Pfad.
Er kniete, seufzte nicht bei Damen,
Ging, ohne Phrasen auszukramen,
Gerades Weges los auf's Ziel,
Wenn Eine ihm nach Wunsch gefiel.
Ein Ausbund aller losen Geister,
Für Unglück und Gefahren blind,
Und glücklich drum, wie Wen'ge sind:
So war mein Freund, der Stabsrittmeister
Garin, als ich im Dienst noch war
Mit ihm — das sind jetzt wohl fünf Jahr . . .

XVIII.

Bald durch die Wirthin zu erfahren
Wußt' er von Allem in der Stadt:
Wo heirathslust'ge Mädchen waren,
Wieviel Vermögen Jede hat.
Sie wußte ihm von Klatschgeschichten
Und von Intriguen zu berichten;
Freiwerber wurden ihm genannt,
Freiwerberinnen auch bekannt.
Doch, was die Wirthin auch erzählte:
Am meisten rührte seinen Sinn
Das Bild der jungen Nachbarin.
„Wie die nur solchen Glatzkopf wählte!
Ist dieser alte Sünder werth,
Daß ihm ein solches Weib beschert!"

XIX.

Er setzt an's Fenster sich, bekleidet
Mit seinem seidnen Archeluk,
Dampft, während er das Auge weidet,
Aus seinem türkischen Tschibuk.
Das Käppchen auf den schwarzen Haaren
Mit goldnem Quaste, ward vor Jahren
Von einer Maid im Moldauland
Für ihn gestickt mit schöner Hand . . .
Am Fenster, wie ich sagte, saß er,
Spähte mit aufmerksamem Sinn
Nach seiner schönen Nachbarin,
Und Alles über sie vergaß er,
So schön erschien ihm ihr Gesicht . . .
Horch! öffnet sich das Fenster nicht?

XX.

Noch schwieg des Tages Lärm und Treiben,
Und in den Straßen lag's wie todt.
Es spiegelt an den Fensterscheiben
Sich glüh das junge Morgenroth.
Doch die Rentmeisterin, was mag sie
Wohl haben, daß so früh am Tag sie
Sich schon vom Lager aufgemacht?
Floh sie der Schlummer in der Nacht? . . .
Die Linke stützt den Kopf; die Rechte
Hält einen Strumpf; sie seufzte schwer,
Doch kam das nicht vom Strumpfe her!
Es kommt beim weiblichen Geschlechte
Wohl vor, daß man ein Strickzeug schwenkt,
Und doch an ganz was And'res denkt.

XXI.

Erst hoch zum blauen Himmel schweifen
Afdotja's Blicke, langsam dann
Herab bis auf die Erde streifen.
Dort gegenüber sitzt ein Mann,
Doch nicht in Uniform gekleidet,
Der sich an ihrem Anblick weidet,
Sie prüfend mustert wie zum Spott —
O, welch ein Hohn, gerechter Gott!
Die Uniform schnell angezogen,
Rittmeister! auf zum Angriff — ach!
Es schließt sich schon das Fensterfach,
Das schöne Bildniß ist verflogen! . . .
Er nimmt es nicht so schwer — er lacht
Und denkt: der Anfang ist gemacht!

XXII.

Zwei Tage war sie nicht zu sehen —
Schmollt sie vielleicht noch innerlich?
Er hat Geduld, er läßt sie gehen.
Am dritten Tage zeigt sie sich,
Blickt auf zum Himmel, läßt sich wieder
Mit ihrem Strumpf am Fenster nieder —
Und wie geschmückt erscheint sie heut!
Er ist darüber sehr erfreut,
Und meint er habe Grund zu hoffen.
Doch zieht er schnell sich an, geht aus,
Kommt erst den nächsten Tag nach Haus —
Sie ist darüber sehr betroffen.
Jetzt zeigt er — fällt es ihm auch schwer —
Sich ihr drei Tage gar nicht mehr.

XXIII.

Es ging mit dieses Paars Geschicke
Wie es gewöhnlich pflegt zu gehn:
Ob stumm auch, lernten sie durch Blicke
Einander deutlich bald verstehn.
O Liebessprache, wunderbare
Dolmetscherin der Jugendjahre!
Wohl ohne dich zu kennen giebt
Es keinen Menschen der geliebt.
Wen hast du nicht durch deine Zeichen
Im Leben — wenn auch Einmal nur —
Geleitet zu des Glückes Spur:
Wen ließest du nicht schon entweichen
Dem Neid, der Mißgunst, der Gefahr,
Wenn keine andre Hülfe war!

XXIV.

Zwei Wochen sind noch kaum entschwunden,
Und Garin weiß schon ganz genau
Die Essenszeit, die Schlafesstunden
Und wann spazieren geht die Frau.
Geht sie zur Kirche um zu beten,
Verfehlt er nicht mit einzutreten.
So trüb und kalt blickt sein Gesicht
Beschienen von dem Kerzenlicht —
Doch, ist sein Blick in sie versunken:
Erscheint er umgewandelt ganz,
Strahlen in wunderbarem Glanz
Die Augen, sprühen zündend Funken.
Bald folgt er ihr, bald weicht er aus,
Kurzum: man wird nicht klug daraus!

XXV.

Doch soviel fühlt sie klar: er liebt sie,
Sein Schicksal liegt in ihrer Hand.
Soll sie ihn wieder lieben — giebt sie
Ein Zeichen ihm, ein Unterpfand?
Will sie die Flamme in ihm schüren?
Genügt es ihr ihn blos zu rühren?
Er ist — das sieht sie ihm gleich an —
Ein ehrlicher und lieber Mann,
Dem es kein bloßer Zeitvertreib ist
Zu folgen ihr auf Tritt und Schritt,
Denn wo sie geht, da geht er mit.
Er weiß, daß sie des Alten Weib ist,
Daß er bei ihr nichts hoffen kann:
Und doch liebt sie der gute Mann!

XXVI.

Die Zeit verging. Ihn will's gemahnen
Als sei zur Lösung Zeit, — er spricht:
„Es seufzt der Held stumm in Romanen,
Doch ein Romanheld bin ich nicht!“
Nicht lange seufzt Herr Garin schweigend;
Früh Morgens einst, sich tief verneigend,
Bringt ein Lakai ihm einen Brief
Der ihn ins Haus der Schönen rief.
„Mein Herr empfiehlt sich Euer Gnaden
Und hat, da er der Zeit beraubt
Selbst vorzukommen, sich erlaubt
Durch diesen Brief Sie einzuladen
Zu Tisch und Tanz — man speist um drei.“
— Ich komme! — sprach er zum Lakai.

XXVII.

Und pünktlich kam der Held zum Feste.
Es war ihr Wiegenfest, und viel
Sind eingeladen Standesgäste
Vom Militair und vom Civil.
Ließ der Brigadegeneral auch
Lang auf sich warten, gähnt beim Mahl auch
Und schläft zuletzt trotz Spiel und Tanz:
's war doch ein Fest voll Prunk und Glanz!
Prachtvolle Vasen, Riesentorten,
Für Damen Naschwerk allerlei,
Die schönsten Blumen auch dabei;
Und für die Herrn die feinsten Sorten
Kostbarer Weine im Büffett —
Kurz: Alles reichlich, gut und nett.

XXVIII.

Der Hausherr führt die Generalin
Zu Tisch — die Andern hinterdrein,
Nur daß Gemahl stets von Gemahlin
Getrennt, sonst geht's in bunten Reihn.
Trompeten schmettern vom Balkone,
Es klappern, klirren zu dem Tone
Die Teller, Messer, Gabeln auch . . .
Ich lobe mir den alten Brauch:
Musik bei Tisch und Lust im Herzen,
Und gute Weine im Pokal;
Da kann man unbemerkt einmal
Mit einer schmucken Dame scherzen.
Doch heute wird der Brauch belacht
Der Alten, die es so gemacht.

XXIX.

Die alte Sitte der Bojaren
Ist mit der alten Zeit entflohn —
Nur bei Ulanen und Husaren
Schallt noch der Feldtrompete Ton
Bei jedem fröhlichen Gelage . . .
Ach, gern gedenk' ich jener Tage,
Wo ich in Freundeskreisen saß
Und jubelte und trank und aß
Bei schmetterndem Trompetenklange!
Daß es die Sonne Wunder nahm
Wenn früh sie uns zu wecken kam
Wohl bei der Wacht am Bergeshange,
Und fand uns noch auf feuchtem Gras
Mit Sang und Klang bei vollem Glas!

XXX.

Der schönen Wirthin saß zur Linken
Freund Garin, kräuselt mit der Hand
Den Schnurrbart — seine Augen blinken
Nach ihren Augen unverwandt.
Und plötzlich — Gott weiß wie es zuging! —
Als ob ein Stich durch ihren Schuh ging
War ihr's — sie bückte sich nach vorn:
Es war des Herrn Rittmeisters Sporn . . .
Wie ungeschickt! Mit Angstgeberde
Zieht er die dummen Füße fort
Und stammelt manch entschuld'gend Wort.
Sie blickt verlegen auf die Erde —
Als ein galanter Offizier
Viel schöne Dinge sagt er ihr.

XXXI.

Jemehr bei ihm des Herzens Bande
Sich lösen — hält sie sich zurück,
Wie ein unschuldig Kind vom Lande
Spricht sie von reiner Freundschaft Glück.
O Weiber, wer kann nacherzählen
Wie ihr versteht die Kunst zu quälen!
Die Unschuld auch vom Lande kann
Die Kunst — trifft sie den rechten Mann.
Doch nur bei schnabelstumpfen Schwänen,
Bei Männern, die nicht kalt noch warm,
Ergeht ihr euch so ohne Harm:
Wer Zähne hat, beißt mit den Zähnen.
Ein Weib, schön, lebhaft, achtzehn Jahr:
Die Freundschaft kennt man auf ein Haar!

XXXII.

Bemerkt hab' ich in diesen Jahren
Wie manche Tugend aus der Stadt
Jetzt Hang zu lauter wunderbaren
Und mystischen Geschichten hat.
Behüt' euch Gott vor solchen Frauen!
Es überkommt mich schon ein Grauen
Wenn ich nur denke, daß ein Weib,
Umschling' ich glühend ihren Leib,
Plötzlich beginnt zu demonstriren,
Daß zwei mal drei noch mehr als sechs —
Daß diese Erde blos ein Klecks
Des Himmels, um uns zu beschmieren,
Und daß, wer unnütz in der Zeit,
Sich nützlich macht in Ewigkeit.

XXXIII.

Den Ball will ich euch nicht beschreiben,
Ist er auch der Beschreibung werth.
Wir wollen beim Ulanen bleiben
Und bei dem Glück das ihm beschert.
Afdotja war noch nicht sehr mystisch —
Derweil die Alten sich am Whisttisch
Ergötzten, brach sich der Ulan
Im Herzen seiner Schönen Bahn.
Er drehte sich mit ihr im Tanze,
(Die nicht von seiner Seite weicht:
Es tanzt sich mit ihm gar zu leicht!)
Sonnt sich in ihrer Augen Glanze,
Und macht als kluger Offizier
In ihrem Herzen bald Quartier.

XXXIV.

Von der Musik, dem Sporenklirren
Und Tanzen dröhnt das ganze Haus.
Die Nacht hindurch so bei dem wirren
Gelage ging's in Saus und Braus.
Am andern Tag — es war kaum Achte,
Als sie sich auf vom Lager machte —
Bei ihrer ew'gen Stickerei
Saß sie am Fenster, seufzt dabei . . .
Der Mann ist früh schon ausgegangen
An seine Arbeit — und sie sann
Ich weiß nicht was — da klopft es an —
Sie ruft den Diener — Sporen klangen —
Der Diener kam nicht, doch dafür
Ein andrer Gast tritt ein zur Thür.

XXXV.

Ihr habt natürlich ohne Mühe
Errathen wer der frühe Gast.
Ein Herrnbesuch so in der Frühe —
Ich weiß nicht, ob sich das recht paßt!
Garin war früher so geduldig . . .
Doch sie natürlich ist nicht schuldig:
Er trat ja — was kann sie dafür? —
Unangemeldet ein zur Thür.
Afdotja ist auch ganz verlegen
Und weiß nicht was sie dazu sagt,
Daß er so mir nichts, dir nichts wagt
Hereinzukommen! Ihr entgegen
Tritt er, voll Schwermuth im Gesicht
Dreht er den Schnurrbart, seufzt und spricht:

XXXVI.

„Ihr zürnend Auge giebt mir Kunde
Ich kam zu ungeleg'ner Zeit —
Ach, wüßten Sie, wie eine Stunde
Der Liebe wächst zur Ewigkeit!
Nicht löschen kann ich meine Flammen,
Magst Du verzeihen, magst verdammen:
Ich stelle mich in Deine Huth,
Ich liebe Dich mit ganzer Glut!
Zu Deinen Füßen sink' ich nieder.
Im Zauber Deines Angesichts
Seh' ich nichts weiter, fürchte nichts —
Ich liebe Dich, o lieb' mich wieder!
O sprich, gieb mir ein Liebespfand;
Sonst tödt' ich mich mit eigner Hand!"

XXXVII.

Sein Auge blickt so trüb' und dunkel,
Gebrochen scheint all seine Kraft —
Dann strahlt es wieder im Gefunkel
Und Feuer wilder Leidenschaft.
Sie aber steht, von Furcht betroffen,
Bleich wie der Tod. Er wagt zu hoffen
Aus ihrer Mienen wirrem Spiel
Daß er jetzt nahe seinem Ziel —
Doch ach! sein letzter Hoffnungsschimmer
Flieht, wie mit zornigem Gesicht
Sie auffährt und entrüstet spricht:
„Verwegner, fort aus meinem Zimmer!
Fort, lassen Sie mich hier allein,
Sonst werd' ich laut nach Hülfe schrein!"

XXXVIII.

Er sieht sie an: da ist kein Zweifel,
Das Auge blitzt, die Wange glüht —
Denkt er für sich: hol' dich der Teufel
Mit deinem launischen Gemüth! —
Doch viel zu stolz, erfolglos wieder
Zu gehn ist er — kniet vor ihr nieder,
Spricht ihr von seiner Glut und Qual . . .
Da knarrt die Thür: der Herr Gemahl
Tritt ein — „O Gott!" — ruft sie gebrochen;
Er schaut sie an mit finsterm Blick,
Garin entweicht — o Mißgeschick!
Doch hält er nicht, was er versprochen,
Schießt sich nicht todt — er steckt zu Haus
Ein Pfeifchen an und zieht sich aus.

XXXIX.

Sieh, ein Lakai mit hast'gen Schritten
Bringt einen Brief; — er liest, staunt, lacht:
Der Herr Rentmeister läßt ihn bitten
Zu einer Partie Whist zur Nacht!
Es ist sein Namenstag, — zum Feste
Sind noch gebeten andre Gäste . . .
Seltsam durchwogt es seinen Sinn —
Bleibt er zu Hause, geht er hin?
Vielleicht ist gar Betrug im Spiele!
Doch wirklich sind die Fenster all
Erleuchtet Abends wie zum Ball —
Er geht, denn Gäste kommen viele.
Doch besser — denkt er — ist es wohl
Zur Vorsicht nehm' ich ein Pistol!

XL.

Und im Salon tritt ihm entgegen
Zuerst die Herrin selbst vom Haus —
Sie seufzt, erröthet, ganz verlegen
Sieht sie bei seinem Anblick aus.
Was zwischen ihnen früh geschehen
Bleibt unberührt; sie thun als sehen
Sie sich zum Erstenmal; er spricht
Vom Wetter blos, sie unterbricht
Ihn durch ein kurzes Ja und Nein blos.
An ihrer Seite weiter geht
Er eilig, tritt ins Kabinet —
Wir werfen einen Blick hinein blos,
Um, da wir bald am Schlusse nun,
Für uns ein wenig auszuruhn.

XLI.

In unruhvollem Stürmen, Hetzen,
Ist mir die Jugend schnell entflohn;
Den ewigen Naturgesetzen
Sprach ich in meiner Thorheit Hohn.
Ich fühle tief wie sehr ich schuldig,
Und lerne nimmer doch geduldig
Mein Loos zu tragen, in der Haft
Zu zähmen meine Leidenschaft.
Gleichwie ein Adler, der gefangen,
Sieht er hinaus auf Berg und Thal
Sich nicht mehr freut am Sonnenstrahl.
Er läßt die starken Flügel hangen,
Nimmt nicht den Fraß den man ihm bot
Im Käfig — quält sich selbst zu Tod' . . .

XLII.

Und soll ich nie dich wiederfinden
Du meiner Liebe Sturmeszeit,
Wo all mein Denken und Empfinden
Nur Wonne war und Seligkeit?
Vielleicht des Käfigs Eisenstäben
Mag sich der Adler noch entheben —
Vielleicht ein Schicksal wundersam
Führt ihn zurück von wo er kam,
Und über Thäler, Wälder, Hügel,
Bis wo der Schnee die Berge bleicht
Und ihm der Heimat Felsen zeigt,
Trägt neugekräftigt ihn sein Flügel,
Und wieder wird er was er war:
Ein freier, königlicher Aar!

XLIII.

Wohl schmacht' ich jetzt noch an der Kette . . .
Doch weg mit meinem dummen Gram!
Herr Garin war im Kabinette,
Und sieh: der Hausherr selber kam
Entgegen ihm mit Händedrücken,
Und that als strahlt' er vor Entzücken,
Bot ihm ein Glas Champagner an. —
„O Judas!“ dachte der Ulan.
Schon unruhvoll die Blicke wandern
Beim Spiel, den grünen Tisch entlang,
Der Hausherr selber hält die Bank
Heut zur Bequemlichkeit der Andern.
Herr Garin sah sich starr und stumm
Im laut bewegten Kreise um.

XLIV.

Derweil der Wirth mit wicht'gern Sachen
Beschäftigt und für And'res blind,
Erlaubt mir euch bekannt zu machen
Mit Herren die im Kreise sind.
Zuerst den Rath hier vom Gerichte
Seht mit dem gierigen Gesichte;
Gerechtigkeit und Seelenheil
Sind ihm für blanke Rubel feil . . .
Und dann vom Orte den Kreishauptmann:
Im Schnitte seines Riesenfracks
Und Riesenhalstuchs — des Geschmacks
Verhöhnung hier zu sehen glaubt man —
Er hat die längsten Finger im Land,
'ne Stimme wie Kastratdiskant.

XLV.

Halb nach modernem Schnitt vernobelt
Seht hier den neuen Metrophan,
So ungeschult wie ungehobelt,
Doch sonst ein trefflicher Kumpan
Am Spieltisch für den Herrn des Hauses,
Denn er begnügt sich mit des Schmauses
Genüssen, läßt beim Spiele still
Ihn pointiren wie er will,
Mag er gewinnen, mag verlieren . . .
Noch waren — doch ihr habt genug
An diesen schon! Wozu im Buch
Unnütz die Blätter noch beschmieren
Mit der Beschreibung dieser Herrn?
Ich bleibe gern dem Schmutze fern . . .

XLVI.

Das Unglück, seine Opfer suchend,
Am Spieltisch ging im Kreise um —
Dieser begrüßt es bleich, laut fluchend,
Der And're in Verzweiflung stumm —
Doch von Champagner überrannen
Die Gläser derer die gewannen;
Sie stoßen an, es schäumt und klirrt.
Stumm, finster steht am Tisch der Wirth,
Verzweiflung spricht aus seinen Mienen,
Angstschweiß bricht von der Stirne aus:
Verloren hat er Hof und Haus!
Als sei der Böse ihm erschienen
Und habe mißgeführt die Hand,
War's ihm, wie er dumpf brütend stand.

XLVII.

Verloren hat er Pferde, Wagen,
(Das schönste Fuhrwerk in der Stadt;)
Den Schmuck, den seine Frau getragen,
Kurz — Alles, Alles was er hat!
So warf er sich in dumpfem Brüten
In seinen Stuhl — die Augen glühten
Unheimlich, und der Kerzen Licht
Zeigt todtenbleich sein Angesicht.
Schon kämpft die Sonne mit den Sternen,
Und mancher von den Spielern meint
Der Tag sei solcher Spiele Feind,
Und es sei Zeit sich zu entfernen —
Da fährt der Hausherr auf verstört,
Und bittet, daß man ihn noch hört:

XLVIII.

„Noch einen Satz! mit Euch von hinnen
Will ich als Bettler aus der Thür,
Oder mein Gut zurückgewinnen:
Ich setze meine Frau dafür!“
O Niedertracht! o Schimpf und Schande!
Wie konnte solch ein Mensch im Lande
Alt werden hier in Rang und Amt!
So rufen zürnend allesammt.
Kaltblütig nur der Stabsrittmeister
Naht sich dem Hausherrn: „Gut! es gilt,
Mir ist es gleich, ob man mich schilt.
Laßt sehen wer im Spiele Meister,
Eins aber bitt' ich: kein Betrug!
Sonst ...“ und er brummte einen Fluch.

XLIX.

Die Andern stehen wie gefangen
Bei dieser Wendung des Geschicks,
Ihr Staunen malt sich auf den Wangen,
Im starren Ausdruck ihres Blicks.
Garin steht ruhig, schnurrbartdrehend
Dem Alten in die Augen sehend,
Dem rechts und links ein flackernd Licht
Die Glatze und das Angesicht
Des groben, dicken Kopfs beleuchtet.
Zu beiden Seiten spärlich fällt
Ihm weißes Haar herab, — er hält
Zwei Spiele Karten, — noch befeuchtet
Vom Schweiß ist sein Gesicht. Verstört
Im Lehnstuhl sitzt die Frau und hört . . .

L.

Den Ausdruck will ich euch nicht malen
In ihren Zügen, ihrem Blick.
Es sprach aus ihr von bitt'ren Qualen,
Von grenzenlosem Fluchgeschick.
Wohl lange wohnt' in ihr das Trauern,
Doch brach es jetzt in Sturmesschauern
Hervor, daß, wer sie weinen sah,
Wohl selber war dem Weinen nah.
Doch wer darf heut noch Mitleid fühlen
Der in der großen Welt gelebt,
Und ihres Beifalls sich bestrebt —
Man mag in Pergamenten wühlen,
Beweinen die Vergangenheit,
Doch unsre Zeit — welch schöne Zeit!

LI.

Das Kämpfen dauerte nicht lange,
Verzweifelt spielte der Ulan,
Dem Alten glühte Aug' und Wange,
Sein Glück kehrt wieder — er gewann . . .
Doch seine Frau, den Kopf tief neigend
Steht auf vom Armstuhl, langsam, schweigend
Tritt sie zum grünen Tisch heran,
Und Alle sehn die Bleiche an
Erwartungsbang was kommen werde.
Sie aber tritt in düst'rer Ruh
Hart auf den kahlen Sünder zu,
Zieht mit verächtlicher Geberde
Den Trauring sich vom Finger dann,
Wirft in's Gesicht ihn ihrem Mann.

LII.

Sie fällt in Ohnmacht. Ihr entgegen
Springt der Ulan, trägt sie hinaus,
Vergessend Rechnung, Hut und Degen,
Eilt er im Flug mit ihr nach Haus . . .
Den nächsten Tag, die nächsten Wochen
Ward von nichts Anderem gesprochen
Als von dem wunderbaren Spiel . . .
Weiß nicht warum: von je gefiel
Bobkowsky sehr dem hohen Adel,
Darum behielt er seinen Platz,
Wie der Rittmeister seinen Schatz,
Wofür er bei den Damen Tadel
Und Fluch, und Neid bei Männern fand.
So sind die Menschen hier zu Land!

LIII.

Und so das Ende der Geschichte . . .
Ihr seht mich an und staunt, und gafft,
Und fragt: Wo bleibt in dem Gedichte
Die Handlung und die Leidenschaft?
Man liebt in Liedern wie in Dramen
Das Blutvergießen — selbst die Damen.
Doch schüchtern end' ich zu der Frist
Wo Alles noch am Leben ist.
Ich nehme Rücksicht auf die Nerven
Der Damen, schieße Keinen todt,
Wie es moderner Kunst Gebot,
Am Schluß den Eindruck zu verschärfen —
Vielleicht noch üb' ich diese Kunst
Ein and'res Mal um eure Gunst!

Borodino.

„Sag', Oheim! nicht umsonst in Flammen
Brach unser Moskau einst zusammen
Vor des Franzosen Macht?
Wohl galt es kampfgewalt'ge Leute
Zum Streite um so reiche Beute,
Und nicht umsonst denkt man noch heute
Der Borodino-Schlacht!"

— Ja! Männer gab's in unsern Zeiten,
Gleich stark im Dulden und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz —
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz!

In Trauern [illegible] von dannen
Ergrimmt bis [illegible] Schlacht [illegible]
Manch [illegible] und [illegible]

„Sag', Oheim! nicht umsonst in Flammen
Brach unser Moskau einst zusammen
Vor des Franzosen Macht?
Wohl galt es kampfgewalt'ge Leute
Zum Streite um so reiche Beute,
Und nicht umsonst denkt man noch heute
Der Borodino-Schlacht!"

— Ja! Männer gab's in unsern Zeiten,
Gleich stark im Dulden und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz —
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz!

In Trauern zogen wir von dannen,
Ergrimmt bis wir die Schlacht begannen;
Manch Alter murrt und brummt:

„Was? will man uns schon einquartieren
Zum Winter, statt zu kommandiren
Die Bajonette zu probiren?“
Das Murren bald verstummt!

Weit lag die Wahlstatt ausgebreitet,
Redouten wurden schnell bereitet,
Wall thürmt sich hinter Wall.
Die Arbeit sollte sich belohnen —
Im Frühroth blitzen die Kanonen
Und fern der blauen Wälder Kronen —
Franzosen überall!

Stark hatt' ich mein Geschütz geladen,
Zuviel — dacht' ich — kann hier nicht schaden:
Die Feinde stehen dicht!
Die Kugeln sind von gutem Gusse,
Kommt das Geschütz nur erst zum Schusse,
Sollt ihr erfahren wie der Russe
Für seine Heimat ficht!

Zwei Tage währte schon das Feuern,
Und noch einmal galt's zu erneuern
Den Kampf mit ganzer Macht . . .

Noch war kein Ausgang zu versprechen,
Kurz nur des Kampfes Unterbrechen,
Und auf des Schlachtfeld's blut'ge Flächen
Schwarz senkte sich die Nacht.

Ich lag bei der Laffette nieder.
Wir hörten fernher hin und wieder
Geräusch vom Feindesheer.
Wir lagen still in freier Stätte,
Die Einen schnarchten um die Wette,
Die schliffen ihre Bajonette,
Die putzten ihr Gewehr.

Doch kaum erglänzt das Frühroth wieder
Da lärmend bilden sich die Glieder,
Der Oberst sprengt vorbei —
Wir hören seinen Ruf erschallen —
Das war ein Held! ein Vater Allen,
Ach! früh war's ihm bestimmt zu fallen,
Ihn traf ein tödtlich Blei!

Er sprach, und hell sein Auge flammte:
„Es gilt die Stadt, die angestammte,
Moskau, des Landes Macht —

Für Moskau stehen oder fallen!"
Laut ließen wir den Schwur erschallen,
Gehalten ward der Schwur von Allen
Bis ausgetobt die Schlacht.

Das war ein Tag! Schwarz durch den Dampf her
Wie Donnerwolken zog's im Kampf her
Auf die Redouten los.
Dragoner, hoch mit Pferdeschweifen,
Ulanen, buntgescheckte Streifen
Auf ihren Fähnlein — Alle greifen
Uns an mit wucht'gem Stoß.

Wild wogt's herüber und hinüber,
Wie Schatten schwebten uns vorüber
Die Fahnen, — durch den Dampf
Erblitzt es roth, Kartätschen zischen,
Ein Knattern, Klirren schallt dazwischen,
Mit Haufen blut'ger Leichen mischen
Die Kugeln sich im Kampf.

Kund ward dem fränkischen Geschlechte
Wie Russen stehen im Gefechte,
Was unser Faustkampf heißt!

Wie unsre Brust — die Erde dröhnte,
Ein tausendfältig Donnern tönte,
Der Reiter mit dem Rosse stöhnte,
Tod und Verderben kreist.

Es dämmerte. Wir standen fertig
Und waren neuen Kampfs gewärtig
Beim nächsten Morgenroth —
Doch nach und nach verstummt das Knallen,
Zum Rückzug alle Trommeln schallen . . .
Wir aber zählten die gefallen,
Verwundet oder todt . . .

Ja! Männer gab's zu unsern Zeiten,
Stark im Gehorchen und im Streiten,
Männer von Stahl und Erz!
Nur Wen'ge ließ die Schlacht am Leben,
Und, wär' es nicht um höh'res Streben,
Sie hätten nimmer preisgegeben
Moskau, des Landes Herz! —

Die drei Palmen.

Eine morgenländische Sage.

Es standen drei mächtige Palmen im Sand,
Im Wüstensand, im arabischen Land.
Und unter den Palmen an schattiger Stelle
Sprang murmelnd und frisch eine kühlende Quelle,
Geschützt durch der mächtigen Palmen Grün
Vor Wüstensand und Sonnenglühn.

Wohl lange schon standen die Palmen im Sand,
Und noch nie kam ein Pilger aus fremdem Land
Hier Obdach zu suchen an schattiger Stelle,
Und durstig zu schöpfen vom sprudelnden Quelle.
Schon lichtet sich welkend der Palmen Grün,
Wird wärmer die Quelle im Sonnenglühn.

Da sprachen die Palmen zum Himmel gewandt:
„Was stehn wir hier trauernd im Wüstensand,
Verblühend, uns selber und Anderen nutzlos?
Weitab irrt der Pilger von uns und bleibt schutzlos,
Nie hat uns erfreuet ein dankender Blick,
So ungerecht übt seine Macht das Geschick!"

So klagten die Palmen, so murmelt ihr Laub,
Sieh: plötzlich dort wirbelt's von goldenem Staub:
Kommt klingend eine Karawane gezogen,
Wie schaukelnde Nachen auf Meereswogen
Sieht man auf der stäubenden Wüstenbahn
Hoch ein Kameel nach dem andern nahn.

Und zwischen die Höcker der Thiere gesteckt
Manch buntes Gezelt ihre Rücken bedeckt —
Dort sieht man glühende Augen funkeln,
Aus weißem Gewand braune Hände dunkeln —
Zuneben reitet auf schwarzem Roß
Der mag're Araber mit Speer und Geschoß.

Es bäumt sich sein Rappe von Zeit zu Zeit,
Und streckt sich und springt wie ein Tiger weit.
U[illegible]ternd die weißen Gewande wallen

Des Reiters, und faltenreich niederfallen —
Und wie er die Quelle schaut, pfeift er und singt
Vor Freude, und hoch seine Lanze schwingt.

Jetzt hat die Karawane die Palmen erreicht,
Und lärmend und froh Alles niedersteigt.
Nun füllt man die Schläuche und pflegt sich auf's beste.
Lustrauschend begrüßen die Palmen die Gäste:
Nun kühlt euch im Schatten nach brennender Glut,
Nun labt und erquickt euch in sprudelnder Flut! —

Doch Nachts, da der Zug sich gelabt und gepflegt,
Sieh: da wurde die Axt an die Palmen gelegt,
Und die seit Jahrhunderten prangten in Stolz da,
Sie wurden zerhauen gleich niedrigem Holz da,
Die Scheite verwendet zu loderndem Brand,
Und Kinder zerrissen der Palmen Gewand.

Am anderen Tage in früher Zeit
Macht sich die Karawane zum Zuge bereit.
Die Stätte war wüste, nur glimmen und qualmen
Sah man noch das Holz der mächtigen Palmen.
Bald wurden begraben im Wüstensand
Die letzten Reste vom Palmenbrand.

Und heute liegt's wüste und öde umher,
Es flüstert das Laub mit der Quelle nicht mehr,
Umsonst die versiegenden Wasser flehen
Um Schutz den Propheten — nur Staubwolken wehen;
Kein Pilger mehr ruht hier im schützenden Laub,
Nur der Geier zerreißt hier den blutigen Raub . . .

Verschiedene

als

N a ch t r a g.

Russalka.

(Die Wassermaid.)

Die Wassermaid schwamm auf der blauen Flut
Des Stromes in Mondesglut.
Und sie schlang ihr Haar und dreht sich im Tanz,
Umschaukelt von silbernem Glanz.

Und es krümmt sich der Strom und wogt und schwillt,
Drin zittert der Wolken Bild.
Und die Wassermaid sang und es scholl ihr Gesang
Die Ufer, die steilen, entlang.

So wundertönig entklang's ihrem Mund:
„Ich wohne auf dämmerndem Grund,
Von goldenen Fischlein dort wogt's überall,
Sind Städte von eitel Krystall.

Und es schlummert auf schwellendem Kissen im Sand
Ein Krieger aus fremdem Land,
Den eifersüchtigen Wellen zum Raub
Schläft er unter schattigem Laub.

Wir küssen ihn oft und wir spielen zur Nacht
Mit der seidenen Locken Pracht.
Wir umschlingen ihn wild in der Mittagsglut,
Doch kalt ist des Schlummernden Blut.

Und wie wir ihn küssen, kalt bleibt er und stumm,
Nichts rührt ihn, ich weiß nicht warum —
Er athmet nicht, drück' ich ihn warm an die Brust,
Ihn weckt keine liebende Lust."

So scholl der Gesang der Wassermaid bang
Die Ufer, die steilen, entlang;
Und es krümmt sich der Strom und wogt und schwillt,
Drin zittert der Wolken Bild.

Journalist, Leser und Dichter.

Les poëtes ressemblent aux ours, qui
se nourrissent en suçant leur patte.
Inédit.

Zimmer des Dichters mit herabgelassenen Fenstervorhängen. Er sitzt in einem großen Lehnstuhl am Kamin. Den Rücken an den Kamin gelehnt steht vor dem Dichter der Leser mit einer Cigarre in der Hand. Der Journalist tritt ein.

Journalist.

Es freut mich sehr Sie krank zu sehen:
Im Lärm der Welt, im Staub des Lebens
Bestrebt der Dichter sich vergebens
Den gottgebahnten Weg zu gehen.
Schnell wechseln hier dem hast'gen Wandrer
Eindrücke, Bilder mannigfalt —
Er wird der Laune Opfer bald,
Ein Opfer bald der Meinung And'rer.
Er kann in Sorge und in Eile
An Allem nur vorüberstreifen,
Wie mag in ihm, der Kunst zum Heile,
Da eine ächte Schöpfung reifen?
Drum soll er es dem Himmel danken,
Wird er bestraft durch die Verbannung,
Oder begnadigt zum Gefängniß,
Oder läßt ihn der Herr erkranken.

Das Unglück treibt ihn zur Ermannung,
Zum Segen wird ihm die Bedrängniß,
Und neuer Stoff blüht den Gedanken.
In Liedern tönt sich aus sein Kummer,
Es tritt durch Leiden an den Tag
Was sonst vielleicht in ew'gem Schlummer
In seines Herzens Tiefe lag.
Der Dichter gar verliebt sich häufig
In seinen eignen Schmerz und Gram,
Wenn — was er tief gefühlt — geläufig
In Reim und Vers zu Tage kam.
Zur Perle sich krystallisirt
In schöner Fassung des Gedichts
Die Thräne, die sein Gram gebiert,
Und Freude blüht ihm aus dem Leid —
Was haben Sie in letzter Zeit
Für mein Journal geschrieben?

Dichter.

Nichts!

Journalist.

Unmöglich!

Dichter.

Nun, was sollt' ich schreiben?
Es ist der Osten wie der Süden
Besungen längst nach jeder Richtung —

Da kann mein Kiel in Ruhe bleiben.
Man schwärmt jetzt für die Lebensmüden,
Im Leben selbst wie in der Dichtung.
Die Dichter schmäh'n den großen Haufen,
Und rühmen die gewählten Kreise;
Die Wahrheit will man nicht mehr kaufen,
Und wer sie sagt — der sagt sie leise.
Mit hohlen Ruhmesphrasen prahlt man,
Macht Zuckerwaare für den Theetisch,
Schwindsüchtige Gestalten malt man,
Denn Mark und Blut ist nicht poetisch.
Ein Jüngling, der nichts nutz auf Erden,
Beginnt sich lyrisch zu verhimmeln,
Der Liebsten Tugend und Geberden
In süßen Reimen abzubimmeln.
Man staunt, bewundert sein Talent,
Doch ach! bald hat es ausgeflennt,
Und früh beginnt es zu verschimmeln . . .
Für die Gesellschaft taug' ich nicht,
Denn and'rer Art ist mein Gedicht.

Leser.

Verehrter, seien Sie nicht stutzig
Wenn ich ein Wort der Wahrheit sage,
Es gilt mein Wort für viele Leute —
Gar oft schon macht' ich mir wie heute
Die Hand an Ihrem Blatte schmutzig,

Und sehr gerecht ist meine Klage:
Wer nimmt zum Druck für ein Journal
So graues Löschpapier wie Sie?
Druckfehler wimmeln ohne Zahl
Darin — und nun die Poesie:
Welch leeres Zeug kommt da hinein!
Schlecht von Gehalt und von Gestalt,
Das macht nicht warm und macht nicht kalt,
Man schläft bei jeder Seite ein.
Und gar die Prosa: Uebersetzung
Modernen, fremden Unverstandes,
Oder Verhöhnung, Unterschätzung
Der Sitten unsres Heimatlandes.
Denn wo man hier von angestammten
Gebräuchen dichtet und erzählt,
Wird alles Gute stets verhehlt,
Wird Moskau, werden die Beamten
Zum Ziele nur des Spott's erwählt.
Man sucht den Witz in frechem Hohn,
Zeigt solchen Witz in jedem Satze,
Malt, ohne Ansehn der Person,
Jedwedes heim'sche Bild als Fratze.
Und, malte man in wahren Zügen,
Und schriebe Wahrheit statt der Lügen:
Es wäre doch nicht stets am Platze!
Jetzt sieht der Dichter und Erzähler
In uns nur Laster, Schlacken, Fehler!

Mag man auch streng sein im Gerichte,
Nur muß man hübsch die Augen schärfen,
Des Trugs und Luges sich entwinden,
Die fremde Maske von sich werfen,
So wird zum Sinne im Gedichte
Sich auch der rechte Ausdruck finden . . .

Journalist.

Ich sehe mit demselben Blick
Wie Sie auf unser Dichtungswesen —
Belieben Sie nur die Kritik
In meinem letzten Blatt zu lesen!

Leser.

Ich kenne sie. Es ist den Leuten
Da auch kein reiner Wein geschenkt,
Man hört die Glocke darin läuten,
Und sieht den Thurm nicht wo sie hängt.
Sie tadeln hier die falsche Wendung,
Und dort die mangelhafte Endung
Die sich gestattet, der Poet;
Sie machen halbverschämte Witze,
Erkünstelte Gedankenblitze,
Feinheiten die kein Mensch versteht —
Doch von der Dichtung Kern und Wesen
Ist hier mit keinem Wort zu lesen.
Und — mit Erlaubniß, meine Herrn,

Sei es gesagt! — so sind Sie Alle!
Der glatten Schale fehlt der Kern,
Es fehlt der Dinte selbst die Galle.

Journalist.

Ich fühle ganz wie wahr sie reden,
Doch etwas muß ich mich vertheid'gen!
Nicht Jegliches paßt sich für Jeden,
Und gar zu leicht kann man beleid'gen,
Sagt man die Wahrheit nicht ganz leise.
Bedenken Sie nur unsre Lage!
Gar zu verschieden sind die Kreise
Der Leser — das ist eine Plage
Es immer Jedem recht zu machen!
Mehr als der Starken sind die Schwachen,
Mehr als der Weisen sind die Thoren —
Was einem Langohr wohlgefällt
Beleidigt gleichwohl fein're Ohren.
Stets wird verschieden in der Welt
Geschmack, Verstand und Bildung sein, —
Doch gleichen Werthes ist das Geld,
Und wer das Blatt bezahlt und hält:
Spricht gleichen Rechtes mit darein!
Von rechts und links wird man befehdet,
Die Dummheit stets am laut'sten redet,
Weil in des Leserkreises Heerzahl
Die Dummen immer in der Mehrzahl.

Da kommt die Klugheit in's Gedränge,
Muß Rücksicht nehmen auf die Menge.
Und, ist denn unser Bücherwesen
Besser als die Journale heute?
Man schreibt nur für den großen Haufen,
Man liest das Machwerk um zu lesen,
Und doch sieht man auch kluge Leute
Sich solche schlechten Bücher kaufen!
Denn wo ein Buch — was es auch sei! —
Des Ungeschmacks Paradepferd ist,
Da schleppt es Jeder sich herbei,
Denn Jeder will sein Urtheil sagen,
Sei's auch, beim Lesen blos zu klagen
Daß es des Lesens gar nicht werth ist . . .

Leser.

Doch, welche Wonne, welche Labung:
Taucht aus dem reimenden Gelichter
Ein Dichter auf, ein ächter Dichter
Von Gottes Gnade und Begabung
Wie dieser! da ist kein Betrügen,
Der malt in lebenswahren Zügen,
Ist reich an Wissen und Erfahrung,
Geschickt in kunstgerechtem Fügen,
Da paart die Zartheit sich mit Stärke,
Und wird uns jedes seiner Werke
Zu einer Schönheitsoffenbarung!

Journalist.

Ganz richtig! Doch was hilft das Grollen
Wenn diese Herrn nicht schreiben wollen?

Dichter.

Was soll man heutzutage schreiben?
Wohl kommen Tage hin und wieder
Wo unwillkürlich mir die Lieder
Wie Blüthen aus der Seele treiben;
Wo ich aufathme frisch und leicht,
Und alle Drangsal von mir weicht.
Wo Gottes Stimme in mir predigt,
Des Grams, der Sorgen mich entledigt.
Dann sprudeln aus mir Sangesquellen,
Die Reime folgen sich wie Wellen,
Das Eine findet sich zum Andern —
Das ist ein klangvoll Murmeln, Schäumen,
Es treibt in mir voll süßen Dranges,
Und all mein Denken, Sehnen, Träumen,
Seh' ich an mir vorüberwandern
Im klaren Strome des Gesanges. —
Als ob ein Gott in's Leben rief
Was in der Brust verborgen schlief,
Umblühen ihn die Liederranken.
An Worte reih'n sich die Gedanken
Gleichwie die Perlen an der Schnur;

Er ist mit Allem ausgesöhnt
Was ihn gemartert und gepeinigt,
Sieht Seligkeit und Freude nur —
Die Welt erscheint ihm wie verschönt,
Von allem Schmutz und Schlamm gereinigt.
Aus seinem Munde, dem beredten,
Schallt es wie Worte von Propheten,
Die Zukunft liegt dem Auge offen,
Weckt neues Lieben, Glauben, Hoffen.

Doch, liest der Dichter solche Lieder
Bei nüchternem Verstande wieder:
Ist's ihm als müßt' er selbst sich schämen
Ob alledem was er geschrieben —
Es ist ihm nicht mehr werth und theuer.
Und ohne Vorwurf, ohne Grämen,
Wirft er den ganzen Kram in's Feuer,
Bis keine Spur davon geblieben.

Und in der That: wenn so in's Wilde
Die Phantasie ganz ungeregelt
Durch blauen Dunst und Nebel segelt:
Sind solche luftige Gebilde,
So ganz verhimmelt und verklärt,
Wohl strenger Kunstgestaltung werth?
Kein fester Maßstab recht bemißt sie,
Die Welt belacht sie und vergißt sie.

Wohl giebt es Nächte, wo in Kummer
Und Gram man sich verzweifelnd windet,
Das müde Aug' umsonst nach Schlummer
Und Ruhe sucht — und keine findet.
Das Auge weint, es bebt und glüht
Das Herz, — man preßt das warme Kissen
An sich mit zitternd schweren Armen,
Und nichts besänftigt das Gemüth,
Da ist nicht Hülfe noch Erbarmen,
Winkt mir kein Stern in Finsternissen!
Mich überfällt ein schaurig Bangen,
Umnebelt mich, hält mich gefangen.
Der Brust entfährt ein schweres Stöhnen,
Die Zunge lallt in wirren Tönen —
Doch plötzlich stimmt das Herz sich milder,
Und durch ein wundersam Geschick
Erscheinen längst vergess'ne Bilder
Aus alter Zeit vor meinem Blick.
In altverführerischer Schöne
Lockt mich der Prachtbau stolzer Glieder,
Mein Ohr vernimmt bekannte Töne,
Was ich verloren kehrt mir wieder —
Dieselbe Liebe in den Augen,
Dieselbe Täuschung in dem Munde —
Noch einmal muß ich Wonne saugen
Daraus — wie einst in schöner Stunde!
Auf's Neue glaub' ich diesen Zügen,

Auf's Neue lass' ich mich betrügen.
Die alten Wunden brechen auf,
Ich fühl' es in mir brennen, wühlen . . .
Dann schreib' ich, lasse den Gefühlen
Und meiner Feder freien Lauf.
Also verscheuch' ich meine Sorgen,
Begeistert zieh' ich an den Tag
Was mir bis dahin lang' verborgen
In meines Herzens Tiefe lag:
Erinnerungen meiner Jugend,
Bilder voll Zartheit und voll Kraft,
Bilder des Lasters und der Tugend,
Der Schwäche und der Leidenschaft.
Die Streiche all' die mich getroffen
In unsichtbaren, schweren Kämpfen,
Die Glut die ich versucht zu dämpfen —
Mein Glauben, Zweifeln und mein Hoffen.
Was mich erfreute und betrübte,
Mich in Geduld und Leiden übte:
Ich fürchte nicht es auszusprechen,
Und halte selbst ein streng Gericht —
Ich schäme mich ob meiner Schwächen
Und rühme mich des Guten nicht.
Wohl weiß ich, schwer ist spät zu heilen
Was früh verdarb am jungen Holz!
Zum Heucheln war ich stets zu stolz
In meinem Hassen wie im Lieben —

Zu stolz auch, Andern mitzutheilen,
Was ich in solcher Art geschrieben.
Was thut's der Menge Noth zu wissen
Was mir schon früh das Herz zerrissen?
Soll ich mein Herzeleid verkaufen
Zu Spott und Hohn dem großen Haufen?
Daß Haß und Bosheit mich befehden,
Die stets das Heilige entweihen,
Und mein prophetisch-ernstes Reden
Als Trug und Blendwerk laut verschreien,
(Weil sie die Wahrheit nie verzeihen!)
Und sollt' ich gar mit meinen Schriften
Noch guter Kinder Herz vergiften,
Den Frieden frommer Bürger stören,
Die Thörichten noch mehr bethören?
Die Ruhe nehmen der Verblendniß
Und Störung wecken durch Erkenntniß?
Nein! tief verberg' ich was ich weiß,
In meines Herzens Heiligthum,
Und um verbrecherischen Preis
Erkauf' ich nimmer Euren Ruhm!

Einem Kinde.

Von meiner Jugendstürme
Erinnerung und Trauern,
Voll von geheimer Wonne
und von geheimem Schauern,
Wend' ich, du prächtig Kind,
den müden Blick zu dir —
O, wüßtest du, mein Kind,
wie lieb, wie lieb du mir!

Wie mich Entzücken faßt
bei deiner Stimme Klange,
Beim Glühen deines Aug's,
beim Lächeln deiner Wange,
Bei deinen goldnen Locken —
man sagt — ist's wahr, mein Kind? —
Du sehest ihr so ähnlich!
Die Jahre floh'n geschwind!

Von schweren Leidens Schrift
ward ihr Gesicht beschrieben,
Doch unverändert ist
in mir ihr Bild geblieben!
Und ihre Feueraugen
allnächt'ge Sterne sind
In meinem Traum — doch du,
liebst du mich auch, mein Kind?

Macht dich mein Kosen nie,
mein Küssen nie erbangen?
Brennt meine Thräne nicht
zu heiß auf deinen Wangen?
Und küss' ich nicht zu oft
dein liebes Auge dir?
Doch Kind, von meinem Kummer
o rede nie zu ihr!

Nein, gar nicht sprich von mir —
leicht könnte dein Erzählen
Auf's Neu die Leidende
erzürnen oder quälen.
Doch mir vertraue ganz!
Wenn sie am Abend spät
Dich führt zum Heil'genbilde,
zum kindlichen Gebet,

Dich lehrt das Kreuz zu schlagen,
die Hände fromm zu falten,
Dich lehrt den Himmel bitten
die Lieben zu erhalten
Die eurem Herz befreundet,
die eurem Haus verwandt:
Hat sie nicht einen Namen
noch außerdem genannt?

Dir einen fremden Namen,
den Herrn dafür zu bitten?
Wohl bleicher wurde sie
als ihr das Wort entglitten —
Vergessen magst du's haben
unter den andern all —
Denk' nicht daran! ein Name
ist nur ein leerer Schall . . .

Gott gebe, dieser Name
sei ewig dir verloren!
Doch tönte ihn das Schicksal
dir einst in Herz und Ohren:
Denk' deiner Kinderzeit —
o geh' nicht in's Gericht
Mit ihm, mein Kind! dem Träger
des Namens fluche nicht!

Der Palmzweig aus Palästina.

Sag', Zweig aus dem gelobten Lande,
Von welchem Stamm bist du gepflückt?
Erblühtest du an Stromesrande,
Hast einen Berg, ein Thal geschmückt?

Hat dich des Jordans Flut umflossen,
Mit reiner Welle dich erquickt —
Bist du dem Libanon entsprossen,
Vom Bergeswind gewiegt, geknickt?

Erklangen alter Lieder Töne,
Erscholl es betend durch den Raum,
Als Solimans verarmte Söhne
Dich pflückten von dem heim'schen Baum?

Und steht die Palme noch im Süden,
Und lockt mit breitem Blätterhaupt
Den Wüstenwanderer, den müden,
Des Schutzes in der Glut beraubt?

Oder ward sie der Trennung Leiden
Verwelkend wie du selbst zum Raub,
Sah sich des Blätterschmucks entkleiden,
Verdorrt im heißen Wüstenstaub?

Sprich, war's ein Pilger der dich pflückte,
Dich hertrug von der heim'schen Flur?
Sprich, ob ihn Gram und Kummer drückte,
Und wahr'st du seiner Thränen Spur?

Sprich, oder war's der beste Streiter
Jehova's im gelobten Land,
Der immer fromm, gerecht und heiter
Vor Gott und vor den Menschen stand?

Ein Sprößling heiliger Gefilde,
Bewahrt durch eine höh're Macht:
So stehst du vor dem goldnen Bilde,
Des Heiligthumes treue Wacht!

Die Bilder all' — der Lampenschimmer —
Das Kreuz, des Glaubens Sinnbild hier . . .
Es weht der Frieden Gottes immer
Um dich und auf und unter dir!

Kleine Einfälle und Ausfälle.

I.

Sie haben mich gepeinigt
Weil ich zu denken wagte,
Sie haben mich gesteinigt
Weil ich mein Denken sagte.

Weil ich es sang in Liedern
Voll Wahrheit und voll Glut —
Sie konnten Nichts erwidern,
Daher die ganze Wuth!

II.

Die ich mit Füßen getreten
Weil ich sie als Esel gekannt,
Die mich um Verzeihung gebeten
Weil ich sie Esel genannt:

Ihr, deren ganze Kunst war
Feig zu gefallen mir,
Als ich noch hoch in Gunst war
Ein schmucker Kavalier:

Wie seid ihr anders worden,
Wie geht ihr stolz einher
Im Glanze eurer Orden,
Als kennt ihr mich nicht mehr!

III.

Die Zeit hat sich verändert,
Die ihr euch tief gebückt:
Ihr seid jetzt bunt bebändert,
Mit Sternen und Orden geschmückt.

Geht mir nur blind für mich vorbei,
So schont ihr meine Nerven,
Und spart mir die ekle Mühe dabei
Euch aus der Thüre zu werfen.

IV.

Ich neide euch nicht eure Orden,
Noch euren geschmeidigen Rücken —
Beneide nicht was ihr geworden
Durch Kriechen und durch Bücken.

Genießt das Glück in Demuthlust,
So ist der Dinge Lauf:
Der Eine trägt es in der Brust,
Der And're trägt's darauf.

V.

Und mag man mich verklagen,
Und mag man mit mir rechten:
Ich wasche mich nicht rein —
Doch dies kann ich euch sagen:
Nie hielt' ich's mit dem Schlechten,
Nie macht' ich mich gemein.

VI.

Ihr wolltet mich nicht verstehen,
Ihr habt mir Alles genommen:
  Nur nicht meinen Stolz und Muth!
Geschlechter kommen und gehen,
Geschlechter gehen und kommen,
  Und dieser Wechsel ist gut:

Denn ihr auch werdet vergehen,
Und Andere werden kommen,
  Ein neues, gereinigtes Blut —
Die werden mich verstehen
Wenn sie mein Wort vernommen,
  Und dieses Verständniß ist gut.

VII.

Mein Auge war klar wie deines
Das mir so selig lacht —
Mein Herz war warm wie Eines,
Man hat es kalt gemacht.

Nichts Gutes ist mir geblieben,
Ich mußte von Allem lassen —
Der Himmel lehrte mich lieben,
Die Menschen lehrten mich hassen.

VIII.

Wie hab' ich geglüht für das Schöne
In seliger Sängerlust —
Wie klangen die Liebestöne
Gewaltig aus meiner Brust!

Ich kämpfte in stolzem Muthe
Mit gutem Fug und Recht
Für alles Wahre und Gute —
Das schien euch schlimm und schlecht:

Ihr habt meine Leier zerschlagen,
Mich meiner Freiheit beraubt,
Durch lange Kerkerplagen
Gebleicht mein junges Haupt.

Da ward durch lange Betrachtung,
Der keine Macht gewehrt,
In grenzenlose Verachtung
Mein Haß zu euch gekehrt.

Ihr habt euch in allen Größen
Als gute Schergen gezeigt —
Mir Achtung einzuflößen
Das habt ihr nicht erreicht!

—

IX.

Ein einziges Wort der Gnade,
Ein einziges Wort der Reue,
Eröffnete mir die Pfade
Der alten Gunst auf's Neue:

Doch lieber zusammenbräche
Ich hier in Kerker und Ketten,
Eh' ich ein Wort nur spräche
Durch Lüge mich zu retten.

X.

Wohl ohne mein Verschulden
Geduldet hab' ich genug,
Und frei sein möcht' ich nun —
Doch lieber will ich dulden
Noch mehr, als durch Verschulden
In eurem Lug und Trug
Euch Herrn es gleichzuthun!

XI.

Klagt nicht ob meinem Verhängniß,
Nicht, daß die Frommen und Reinen
Mich von sich ausgestoßen!
Ihr auch wohnt im Gefängniß,
Ich wohne in einem kleinen,
Ihr wohnt in einem großen!

XII.

Klagt nicht ob meinen Leiden
In diesen Kerkermauern —
Ich lasse euch eure Freuden,
Und schenke euch euer Bedauern!

Verständigung.

Laß doch den Thoren ihre Meinung,
Laß sein Geschwätz dem Unverstand,
Verhöhnt er unsere Vereinung,
Weil uns nicht eint ein eh'lich Band.

Der Welt Idolen hab' ich nimmer
Gehuldigt und mein Knie gebeugt —
Es hat in mir ihr Trug und Schimmer
Nie Liebe und nie Haß erzeugt.

Wie du, muß ich im Strudel kreisen
Der Welt — doch bleib' ich allerwärts
Gleichfern den Thoren wie den Weisen,
Und lebe für mein eignes Herz.

Wir schätzen Glück hier und Vergnügen
Nach ihrem rechten Werthe immer,
Und weil wir selbst uns nicht betrügen,
Betrügen uns auch And're nimmer.

Wie schnell wir uns im Weltgetriebe
Erkannten, uns vereint zu zwei'n!
War ohne Freuden unsre Liebe:
Wird schmerzlos unsre Trennung sein.

Rechtfertigung.

Läßt einst, statt hohen Ruhm's Gedächtniß
Dein Freund, vom Tode hingerafft,
Der Welt kein anderes Vermächtniß
Als Nachhall wirrer Leidenschaft, —

Und ruht, erlöst des Erdenlebens
Dies Herz, das solche Glut durchdrang,
Wo so verzweifelt und vergebens
Die Liebe mit dem Hasse rang, —

Wenn dann die Leute von ihm sprechen,
Und du stehst stumm, das Haupt gesenkt,
Weil man verdammt wie ein Verbrechen
Die Liebe die du dem geschenkt:

Der dich geliebt aus Herzensgrunde,
Schuf er dir Kummer auch und Leid:
O denke nicht in jener Stunde
Des todten Freund's mit Bitterkeit!

Uns wird — das sag' dem blöden Haufen —
Ein And'rer richten nach der Zeit,
Und heil'ges Recht ist's, zu erkaufen
Verzeihung durch das Herzeleid.

Die Nachbarin.

Nie zur Freiheit führt mich mein Verhängniß,
Und ein Tag scheint ein Jahr im Gefängniß;
Gar zu hoch ist das Gitter und dicht,
Aus der Thür läßt der Wächter mich nicht.

Ganz verzweifeln hier würd' ich im Kerker,
Hätte nicht nebenan aus dem Erker
Als ich heut in der Frühe erwacht,
Mir ein lieblich Gesichtchen gelacht.

Wie wir, ob auch getrennt, uns gefunden,
Durch gemeinsames Schicksal verbunden!
Sie blickte nach mir — ich nach ihr,
Sie wünschte mich dort — ich sie hier.

Früh am Fenster mit spähendem Blicke
Saß ich, trauernd ob meinem Geschicke —
Gegenüber da klirrt es, wird hell,
Hebt am Fenster der Vorhang sich schnell . . .

Sieh: es gleitet das Tuch wie im Winde
Von der Schulter dem lieblichen Kinde —
Sieh: jetzt stützt sie den Kopf auf die Hand,
Und nach mir blickt sie lang' unverwandt.

Doch wie bleich ihre Brust, ihre Wangen!
Sie seufzt — wonach mag sie verlangen?
Sichtbar stürmisch bewegt sich's in ihr,
Und es nagt ihr im Herzen wie mir.

O, nicht klage ob meinem Verhängniß!
Wenn du willst — thut sich auf mein Gefängniß,
Und wie Vöglein des Feldes, so frei,
Ziehn wir dann von dannen, wir Zwei!

Stiehl mir nur die Schlüssel im Hause,
Und die Wächter setz' nieder zum Schmause,
Inzwischen, wenn Alles beschafft,
Vertrau' meiner eigenen Kraft.

Gieb dem Vater recht starke Getränke,
Und zum Zeichen dein Tüchlein mir schwenke —
Doch die Nacht sei recht dunkel und graus
Wenn wir beide entfliehen dem Haus.

Hinaus.

Wild heulen die Donner,
Laut prasselt der Regen,
Bang' fliehen die Menschen
Von Aeckern und Wegen —
Sie suchen nach Obdach
Im schützenden Haus: —
Ich möchte hinaus
Aus dem schützenden Haus!

Ich möchte hinaus,
Und lieber verkommen
In Stürmen und Blitzen,
Im Wetter und Graus,
Als länger hier sitzen
Im schützenden Haus —
Ich möchte hinaus!

Napoleons Asche in Paris.

Indessen Frankreich jetzt
in Jauchzen und in Freuden
Mit wüstem Jubelschrei
empfängt den kalten Staub
Des Helden, längst gebrochen
in schweren, stummen Leiden,
Der Ketten und Verbannung Raub, —

Indessen alle Welt
wie es der Brauch hienieden,
Laut mit den Wölfen heult
und späten Weihrauch streut,
Und stolz die dumme Menge
sich aufbläht selbstzufrieden,
Vergessend die Vergangenheit, —

Fühl' ich mein Herz im Busen
voll Zorn und Trauer schlagen,
Seh' ich dem Festgepränge
und Narrentreiben zu —
Faßt mich ein stark Gelüsten
dem „großen Volk“ zu sagen:
Welch ein erbärmlich Volk bist du!

Erbärmlich, weil du Alles
was heilig auf der Erde
Und groß den Menschen ist:
Ruhm, Glauben, Genius,
Getreten in den Staub
mit kindischer Geberde,
Mit zweifelsdummem Spötterfuß.

Die Freiheit hast du in
ein Henkerschwert verwandelt,
Den Ruhm hast du erniedrigt
zum Spiel der Heuchelei,
Der Väter ächtes Gold
um Flittergold verhandelt,
Dich werth gemacht der Tyrannei.

Du fielst . . . und Er erschien
mit Seinem strengen Blicke,
An deinem dunklen Himmel
ein leuchtendes Gestirn,
Die Völker machten Ihn
zum Lenker der Geschicke,
Dein Leben war in Seinem Hirn!

Sein stolzer Purpurmantel
verhüllte deine Blöße,
Und die beherrschte Welt
sah staunend, stumm und bang
Das schimmernde Gewand
des Ruhmes und der Größe
Das Er um deine Glieder schlang.

Er stand allein — kalt, groß,
im Kriege wie im Frieden,
Der Vater Seiner Heere,
der Fama liebster Sohn,
Beim unterworfnen Wien,
wie bei den Pyramiden,
In Moskau's Schnee und Flammenlohn.

Was thatet ihr, Franzosen,
damals als Er bezwungen
Auf Rußlands Eisgefilden
erlag in stolzer Qual?
Ihr schütteltet die Macht
von euch, die Er errungen,
Schlifft insgeheim den Mörderstahl.

Bei seiner letzten Schlachten
verzweiflungsvollen Thaten
Habt ihr in feiger Furcht
nicht eures Schimpfs gedacht —
Habt ihr mit Sklavensinn
wie Weiber Ihn verrathen,
Ihn anvertraut der Feindesmacht!

Er selber warf in Zürnen
von sich die Herrscherkrone
Als Er sich heimatlos
und schutzlos bei euch fand;
Doch euch ein Pfand gab Er
in Seinem eignen Sohne, —
Ihr gabt den Sohn in Feindeshand!

In Ketten ward der Held
hinweg von Seinem Heere,
Dem um Ihn weinenden,
geführt zu fernem Land;
Dort einsam welkt' Er hin,
umrauscht vom blauen Meere,
Auf einsam nackter Felsenwand.

Einsam verzehrt' Er sich
in stummem, stolzen Kummer,
In unfruchtbarer
Reue Brand —
Schlicht im Soldatenmantel
ging Er zum ew'gen Schlummer,
Sein Grab grub eine Miethlingshand . . .

° ° °

Und Jahre floh'n. Und sieh:
die wind'gen Thoren kamen
Und schrie'n: „Gebt uns den Staub,
den heiligen, zurück!
In das befreite Land,
als großer Ernte Samen
Sei er gesä't zu unserm Glück!“

Ein buntbewimpelt Schiff
flog aus, daß es Ihn hole.
Er kam, und ward wie einst
umjubelt und umdrängt,
Und in ein pomphaft Grab
in Frankreichs Metropole
Ward Sein verwester Staub gesenkt.

So ward dem „großen Volk"
was es gewollt, beschieden;
Den kurzen Freudenrausch
löst schon ein and'rer ab —
Die einst vor Ihm gezittert —
sehr mit sich selbst zufrieden
Umtanzen lärmend jetzt Sein Grab.

Doch Trauern faßt mich heute,
bedenk' ich, daß man nutzlos
Des Todten heil'ge Ruhe
gestört mit frecher Hand,
Der so viel lange Jahre
verbannt, vereinsamt, schutzlos,
Gewartet bis Er Ruhe fand!

Und wenn der Geist des Feldherrn
herabsieht aus der Wolke,
Das neue Grabmal sieht,
und hört den Lärm dabei:
Wie mag Er grimmgemuth
erzürnen ob dem Volke
Und seiner großen Narrethei!

Erzürnen, daß dies Volk,
das Ihn verrathen weiland,
Jetzt Seinen Staub entführt
aus stillem Grabes Schooß,
Wo Er zum Wächter hatte
auf fernem Felseneiland
Den Ozean — wie Er unüberwindlich, groß!

Dem Andenken eines Freundes.

A. J. D.

Der Welt mehr geben
als sie uns giebt,
Die Welt mehr lieben
als sie uns liebt,
Nie um den Beifall
der Menge werben
Macht ruhig leben
und selig sterben!

L. G.

I.

Ich kannte ihn; ich war mit ihm verbannt,
Durchzog den Kaukasus mit ihm gemeinsam
In Freundschaft, — dann zurück in's Heimatland
Warf mich mein Schicksal, wo in Trauern einsam
Mir meine lange Prüfungszeit entschwand.
Wir hielten fest — doch sahn wir uns nicht wieder,
Denn eine schwere Krankheit warf ihn nieder
Im Kriegsgezelt, und in sein frühes Grab
Sank, ungereift noch, Alles mit hinab
Was traumhaft, hoffnungweckend, ihn umschwebte,
In Leid und Freude ihn begeisterte, belebte!

II.

Sein war ein Herz, geschaffen für das Glück,
Die Poesie, die Ruhe . . . doch vergebens!
Die stillen Freuden ließ er stolz zurück,
Früh stürzt' er in das wilde Meer des Lebens,
Verkannt, verhöhnt — vom Schicksal nicht versöhnt

Doch in der Wüste wie im Weltgewühle
Erstickte Nichts die kindlichen Gefühle
In seiner Brust, rein blieb er, wie er war,
Sein Wort, sein Lächeln mild, sein Auge klar.
Stolz wahrte er den Schatz, der ihm gegeben,
Den Glauben an die Menschen und an ein and'res Leben!

III.

Doch fern von seinen Freunden kam er um ...
Gott möge deinem Herzen Frieden schenken!
In fremdem Lande ruht es still und stumm
Gleichwie in meiner Brust dein Angedenken,
Du meiner Jugend freundlicher Genoß!
Wie viele And're schiedest du von hinnen
Geräuschlos, aber fest, — ein hohes Sinnen
Geheimnißvoll noch deine Stirn umfloß
Als sich zum ew'gen Schlaf dein Auge schloß.
Doch was du sprachst beim Abschied von dem Leben
Verstand nicht Einer derer, die dich beim Tod umgeben!

IV.

Riefst du dein letztes Wort der Heimat nach,
Galt es dem Freund, den du zurückgelassen?
War's eine Klage, daß so früh dich brach
Der Tod — der letzte Wehruf im Erblassen?
Ach, Niemand weiß was deine Lippe sprach!
Verloren klang dein letztes Wort von hinnen,
Und spurlos für die Welt blieb all dein Sinnen,
Alles was du gedacht, gethan, gelebt —
Wie leichter Dampf im Abendglühn entschwebt:
Er glänzt, wird von den Winden fortgetragen,
Woher? Warum? Wohin? wer wird ihn darum fragen!

V.

Spurlos verschwindet er am Himmel, wie
Die Liebe eines hoffnungslosen Kindes,
Wie der Gedanke, der der Liebe nie
Sich anvertraut, vergeht, ein Spiel des Windes.
Und wer verlangt mehr von der Welt? mag sie

Fremd bleiben Vielem was ihr Gott gegeben,
Was nützt es, ihren Beifall zu erstreben
Und ihres Ruhmes dornenreichen Kranz?
Du dientest nie der Welt um Lohn und Glanz,
Verschmähtest stolz dich ihrem Joch zu neigen,
Liebtest des Meeres Rauschen, der blauen Steppen
Schweigen,

VI.

Der dunklen Berge zackenhohe Reih'n ...
Und jetzt siehst du dein einsam Grab umgeben
In wunderbarem, traulichem Verein
Von Allem was dich je erfreut im Leben:
Der endlos blauen Steppen Wüstenein,
Die hoch der Kaukasus im Gletscherglanze
Strahlend umschlingt mit einem Silberkranze —
Und, wie auf seinem Schild ein Riese ruht,
Lehnt das Gebirg sich träumend an die Flut
Des Schwarzen Meers, den Sagen all zu lauschen,
Die aus den Wogen ihm traumhaft entgegenrauschen.

Trau', jugendlicher Träumer, dir selber nicht zu sehr.

Que nous font après tout les vulgaires abois
De tous ces charlatans, qui donnent de la voix,
Les marchands de pathos et les faiseurs d'emphase,
Et tous les baladins qui dansent sur la phrase?

A. Barbier.

Trau', jugendlicher Träumer,
dir selber nicht zu sehr,
Flieh' die Begeisterung wie schlimm Erkranken!
Sie ist ein Irrlichtleuchten
des kranken Geist's, nichts mehr,
Der Zorn gefesselter Gedanken!

Ein Zeichen such' des Himmels
vergebens nicht darin,
Sie ist der Kraft, des Blutes Ueberfließen!
In Gram und Sorge lieber
leb' deine Tage hin,
Als diesen Gifttrank zu genießen!

Kommt dir ein Augenblick
wo wunderbar und licht
Ein jungfräulicher Quell des Schönen
Geheimnißvoll aus deiner
längst stummen Seele bricht
In süßen, weihevollen Tönen:

O, horche nicht darauf,
halt' das Gefühl geheim,
Drück' es gewaltsam in dir nieder!
Im kaltgemess'nen Vers,
im abgedroschnen Reim
Giebt solch Empfinden sich nicht wieder!

Schleicht sich der Gram zu dir,
hat sich dem Sturm und Graus
Der Leidenschaft dein Herz erschlossen:
Tritt auf den lauten Markt
der Menschen nicht hinaus
Mit deinem rasenden Genossen!

Erniedrige dich nicht
und beut nicht zum Verkauf
Was du in Gram und Zorn empfunden,
Schließ nicht in Hochmuth vor
dem Blick des Pöbels auf
Den Ausfluß deiner Herzenswunden.

Was nützt es uns zu wissen
wie groß, wie klein dein Leid,
Das Lodern deines Herzensbrandes,
Was uns dein thöricht Hoffen
der ersten Jugendzeit,
Das böse Mitleid des Verstandes?

Sieh vor dir spielend auf
gewohntem Wege nur
Die Menschen all vorübergehen —
Kaum auf den Festgesichtern
wirst du der Sorge Spur,
Nie unanständ'ge Thränen sehen!

Und unter diesen Menschen,
sprich, ist wohl Einer nur,
Den Gram und Sorge nie gebeugt hat,
Dem Unglück oder Schuld
nicht auch des Leidens Spur
Schon früh auf seiner Stirn erzeugt hat?

Glaub's: komisch ist dein Grollen
und Weinen dieser Welt,
In künstlichem Gesang erklingend —
Gleichwie ein tragischer,
geschminkter Bühnenheld,
Sein Holzschwert wie zum Kampfe schwingend.

Die Wolken.

Wolken am Himmelszelt, ewige Wanderer,
Die über Berg und Thal ohne Ermüden ziehn:
Floht ihr den Steppenhort, lockt euch ein anderer,
Müßt ihr, verbannt wie ich, mit mir zum Süden ziehn?

Sagt, was verbannt euch: des Schicksals Gerechtigkeit,
Eines Verbrechens Fluch, der unversöhnlich ist?
Heimlicher Neid und Trug, offene Schlechtigkeit,
Heuchelnder Freunde List, wie sie gewöhnlich ist?

Nein! Ihr entflieht nur dem fruchtleeren Lande hier,
Frei seid ihr jeglicher fesselnder Spannung Qual,
Kennt keine Leidenschaft, kennt keine Bande hier,
Kennt keiner Heimat Glück, keiner Verbannung Qual!

Der Dichter.

In bunter, goldner Zier
glänzt meines Dolches Stahl;
Die feste Klinge kann nie rosten;
Sie ist gefeit durch ein
geheimnißvolles Mahl,
Die Erbschaft heißen Kampfs im Osten.

Er diente ohne Lohn
dem Reiter manches Jahr
Im Heimatland wie in der Fremde;
Hat manche Brust durchbohrt,
ein Retter in Gefahr,
Durchstoßen manches Panzerhemde.

Er theilte Lust und Leid
dienstfert'ger als ein Sklav;
Schnell rächt' er jegliches Beleid'gen,
Wo ohne goldnen Zierrath
scharf seine Klinge traf,
Galt es zu rächen, zu vertheid'gen.

Am Térek ward er des
Kosaken Beutetheil,
Der seinen Herrn zu Boden fällte;
Drauf unter andern Waffen
zum Kaufe lag er feil
In des Armeniers Waarenzelte.

Beraubt der alten Scheide
gleichwie der starken Hand
Des Helden, der ihn einst getragen,
Hängt er als goldnes Spielzeug
jetzt ruhmlos an der Wand,
Um keine Wunden mehr zu schlagen.

Es nimmt sich keine Hand
geschäftig seiner an,
Zu pflegen ihn, zu reinigen —
Niemand liest im Gebet
die Aufschrift des Koran,
Zum Ruhm Allah's, des Einigen . . .

Gleichst du nicht diesem Dolch,
markloser Zeitpoet!
Der du ungöttlich niedern Hanges
Um schnödes Gold vertauscht
die Macht und Majestät
Des weltbegeisternden Gesanges?

Wie schlugen einst der Sänger
klangmächt'ge Worte ein,
Entzündend zu der Glut des Kampfes!
Das Volk bedurfte ihrer
wie des Pokals zum Wein,
Wie beim Gebet des Opferdampfes.

Sie schwebten über ihm
gleichwie der Geist des Herrn,
Und zum Gebet, gleichwie zum Sturme
Der Schlacht, entflammten sie
die Völker nah und fern,
Wie Glockenklang vom hohen Thurme...

Die stolze Einfachheit
verletzt der Poesie,
Heut will man schales Reimgeblinke;
Wie eine alte Schöne
verlangt die Welt, daß sie
Die Runzeln übertüncht mit Schminke!

Verspotteter Prophet!
erwachst du noch einmal
Zur Rache in der Zeitumnachtung?
Oder in goldner Scheide
verdirbt der blanke Stahl,
Bedeckt vom Roste der Verachtung?

Gebet.

Heut, Mutter Gottes! dir
nah' ich mich weihevoll,
Fromm vor dein heilig Bild
tret' ich in Andacht hin,
Nicht weil ich dankesvoll,
noch weil ich reuevoll,
Nicht um mein Seelenheil,
auch nicht vor Schlachtbeginn.

Nicht mich, den Fremdling im
eigenen Heimatland,
Den nichts mehr hoffenden
und nichts mehr nützenden,
Nein: ein unschuldig Kind
empfehl' ich deiner Hand,
Der in der kalten Welt
die Unschuld schützenden!

Die so des Glückes werth,
sei nie dem Glücke fern,
Treu mög' ihr Liebe und
Freundschaft beschieden sein,
Stets ihr der Bosheit
Verläumdung und Tücke fern,
Heiter die Jugend,
das Alter voll Frieden sein!

Gieb, daß sie sterbend nicht
ringen noch leiden muß,
Frei laß sie jeglicher
Sünden und Mängel sein:
Daß sie, wenn einst sie von
dieser Welt scheiden muß,
Möge im Himmel dein
seligster Engel sein!

Der Nachbar.

Wer du auch sei'st, im Unglück mir vereint,
Ich liebe dich wie einen Jugendfreund,
Nachbar, vom Zufall mir gegeben!
Ob auch der Eine nicht den Andern kennt,
Und uns das Schicksal auch auf ewig trennt:
Jetzt durch die Wand — und später durch das Leben.

Wenn spät der Abendröthe letztes Licht
Durch meine hohen Kerkerfenster bricht
Zum Abschiedsgruß im Untergehen;
Und auf sein klirrendes Gewehr gelehnt,
Vor Müdigkeit der alte Wächter gähnt,
Sein greises Haupt zum Schlummer neigt im Stehen, —

Drück' ich mich lauschend an die feuchte Wand,
Und deinen Liedern horch' ich unverwandt,
Und immer will es mir dann scheinen,
Wie voll unendlich schmerzlicher Gewalt,
Ob leise, leise auch das Lied erschallt,
Als sei dein Singen ein melodisch Weinen

Und Liebe, Hoffnung einst'ger, schön'rer Zeit,
Erwacht in mir in alter Seligkeit,
Ich höre längst verschollne Kunde —
Von Glutverlangen in mir regt sich's wild
Es kocht mein Blut — vom Aug' die Thräne quillt
Gleichwie der Wehmuthklang aus deinem Munde!

Schlußwort.

„Was braucht's Dir Denkmal! und von mir! Wenn der Pöbel heilige Namen ausspricht, ist's Aberglaube oder Lästerung. Dem schwachen Geschmäckler wird's ewig schwindeln an Deinem Koloß, und ganze Seelen werden Dich erkennen ohne Deuter.“

Göthe.

„Mein ganzes Leben war eine Kette trauriger und unglückseliger Widersprüche gegen mein Herz und meinen Verstand.“

Lermontoff.

Am Ziele unserer poetischen Wanderung geziemt es uns wohl, einen beschaulichen Rückblick zu werfen auf Alles was wir gesehen, genossen, empfunden, — uns Rechenschaft zu geben von den Eindrücken des Weges den wir zurückgelegt.

Es war nicht ohne Absicht, daß ich die Aufzeichnung meiner eigenen Ansichten und Bemerkungen über die Lermontoff'schen Gedichte für das „Schlußwort" aufsparte. Ich wollte dem Leser in seinem Urtheil nicht vorgreifen, noch ihn durch unzeitiges Dareinreden in seinem Genießen stören.

Die Kritik folgt dem Kunstwerk wie das Urtheil der That, und nicht umgekehrt. Der Kritiker zeichnet nicht dem Künstler seine Bahnen vor, sondern er zeigt nur nachträglich Andern die Bahnen, welche der Künstler gewandelt.

Langathmige Vorreden, oder kritische Abhandlungen über Dinge, von denen der Leser noch gar nichts weiß, sind mir immer als ein ziemlich unnützer

Zeitvertreib erschienen, wo sie mehr bezweckten als die nöthigsten Fingerzeige und sachlichen Erläuterungen zu geben.

Solche Fingerzeige und Erläuterungen enthält der erste Theil dieses Werkes in seiner Einleitung und seinen Anmerkungen gerade zur Genüge für diejenigen Leser, denen daran liegt den Dichter aus seinen eigenen Werken kennen zu lernen. Möglichst unbefangen soll bei fremden Erzeugnissen dieser Art der Leser herantreten zum Genusse des ihm in reiner Schale Gebotenen, und diese Unbefangenheit soll am allerwenigsten der Uebersetzer selbst stören, dessen höchste Aufgabe es vielmehr sein muß, sich ganz über den Dichter vergessen zu machen.

Manchem meiner Leser aber, der sich solchergestalt nach den unmittelbar empfangenen Eindrücken ein selbständiges Urtheil über die vorliegenden Dichtungen gebildet hat, mag es jetzt angenehm sein auch meine Meinung darüber zu hören, sowie Näheres über den Dichter selbst und über die Umstände zu erfahren, unter welchen seine Erzeugnisse zu Tage getreten ...

Zunächst muß ich hier Rechenschaft geben über die Quellen, woraus ich bei der Bearbeitung dieses Werkes geschöpft habe. Als Grundlage diente mir

eine im Jahre 1842 bei Glasunoff und Comp. in Petersburg erschienene Sammlung der Lermontoff'schen Poesieen in drei Bändchen, welche von dem ungenannten Herausgeber durch folgende Worte eingeführt wurde:

„Diese drei Bände enthalten zunächst diejenigen Gedichte Michaïl Lermontoff's, welche noch zu den Lebzeiten des Dichters in einer besondern Sammlung (1840, Petersburg) sowie in verschiedenen periodischen Blättern erschienen, ferner diejenigen Poesieen, welche nach dem Tode des Dichters in verschiedenen Ausgaben veröffentlicht wurden, und endlich Alles was uns von seinem handschriftlichen Nachlasse zu Händen gekommen ist. Alle Ausgaben der erstgenannten Sammlung sind seit lange bis auf das letzte Exemplar verkauft."

„Wir begegnen daher einem oft und dringend geäußerten Verlangen unzähliger Verehrer der Lermontoff'schen Muse, indem wir in vorliegenden drei Bänden zum Erstenmale eine vollständige Sammlung seines poetischen Nachlasses veröffentlichen....."

Hier richtet der Herausgeber an alle Bekannten und Freunde des Dichters, welche irgend noch ungedruckte poetische Andenken von ihm besitzen sollten,

die dringende Bitte, Abschriften davon an die Verlagshandlung in Petersburg einzusenden, um dadurch die Herausgabe eines vierten Bandes des poetischen Nachlasses zu ermöglichen. Zum Schluß wird noch das buchhändlerische Bedauern ausgesprochen, daß der gleich bei seinem ersten Auftreten in Rußland so enthusiastisch gefeierte junge Dichter der Literatur und seinem Volke gar zu früh entrissen sei. Weiter enthält diese zu Ende des Jahres 1842 geschriebene Einleitung über Lermontoff Nichts! Seines Jugendlebens, seiner Schicksale, der näheren Umstände seines Todes u. s. w. ist mit keinem Worte darin Erwähnung gethan.

Inzwischen wurde der Wunsch des Herausgebers der Lermontoff'schen Poesieen, die Veranstaltung eines vierten Bandes betreffend, erfüllt, und 1844 erschien dieser nur achtehalb Bogen starke, aber einige der bedeutendsten Erzeugnisse des Dichters enthaltende Band ohne weitere Vorrede und Einleitung.

Mir standen bei meiner Arbeit noch verschiedene, bisher nirgends veröffentlichte, höchst werthvolle handschriftliche Quellen zu Gebote, die ich theils Lermontoff selbst, theils einem uns gemeinschaftlichen Freunde verdanke, dessen auch in Deutschland wohlbekannten Namen ich hier leider nicht nennen darf.

Durch diese mir zugehörigen Handschriften wurde ich nicht allein in den Stand gesetzt die bisher in die Oeffentlichkeit gedrungenen Gedichte Lermontoff's um eine beträchtliche Zahl zu vermehren, sondern auch eine Menge Censurlücken auszufüllen, so daß z. B. eines der bedeutendsten Erzeugnisse des Dichters „der Dämon", wovon die russische Censur nur wenige, ganz aus dem Zusammenhang gerissene Stellen zum Druck erlaubt hat, hier zum Erstenmale als abgerundetes Ganzes erscheint.

Von den übrigen, ganz neu hinzugekommenen Gedichten sei als bemerkenswerthestes hier „Lermontoff's Klagegesang am Grabe Alexander Puschkin's" (1837) erwähnt, welches Veranlassung gab zu des Dichters Verbannung nach dem Kaukasus, in dessen majestätischer Gebirgswelt Lermontoff übrigens schon früher aus eigener Neigung heimisch geworden war, wie er denn auch in seinem Vorgesange zu „Ismaïl-Bey" den Kaukasus anredet:

„Du greiser Kaukasus, ich grüße dich!
In deinem Reich kein fremder Gast bin ich:
Hast mich schon früh, in meiner Jugendzeit,
Gewöhnt an deine Bergeseinsamkeit.
Und oft seitdem durchzogen meine Träume
Mit dir des Ostens sonnenhelle Räume . . ."

Daß ich in meine Verdeutschung der Lermontoff'schen Poesieen nicht Alles aufgenommen was die Urschriften mir boten, sondern mich einer sorgfältigen Auswahl befleißigt habe, wird mir hoffentlich kein verständiger Beurtheiler als Fehler anrechnen.

Ausgeschieden wurden, außer verschiedenen kleineren (meistens Gelegenheits-) Gedichten, zwei größere Jugendarbeiten Lermontoff's: „Bojar Orscha", ein in russischem Boden wurzelndes, der Anlage nach sehr inhaltreiches, aber von der Censur leider sehr verstümmeltes erzählendes Gedicht; und die „Maskerade", ein vieraktiges, in gereimten Versen, vorwiegend Alexandrinern, geschriebenes Drama, worin sich ein nicht unbedeutendes dramatisches Talent beurkundet. Für die Verpflanzung dieses (meines Wissens auch in Rußland nicht zur Aufführung gekommenen) Bühnenstücks nach Deutschland würden meine Landsleute mir jedoch schwerlich großen Dank gewußt haben, zumal auch die Uebersetzung Zeugniß trägt, daß ich dabei nicht von dem frischen Hauche der Begeisterung durchweht wurde, ohne welchen poetische Arbeiten nie recht gedeihen. Ich bin daher meinem Verleger sehr zu Dank verpflichtet daß er, mehr auf die Qualität als auf die Quantität sehend, mir gestattete, von

dem ihm zukommenden Manuscript nachträglich zurückzuziehen und auszuscheiden, was mir dem Uebrigen nicht ebenbürtig erschien.

Ich habe Grund anzunehmen, daß Lermontoff bei der Herausgabe seiner Werke eine noch strengere Sonderung vorgenommen haben würde als ich. Die ein Jahr vor seinem Tode von ihm selbst veranstaltete Sammlung seiner Gedichte umfaßt nicht viel über 200 Seiten, und die „Maskerade“ und „Bojar Orscha“ blieben ebenfalls davon ausgeschlossen, obgleich diese Dichtungen schon aus dem Jahre 1835 datiren und jene Sammlung erst fünf Jahre später erschien!

Jedenfalls wird das hier Ausgelassene durch das neu Hinzugekommene mehr als aufgewogen, so daß, Alles in Allem genommen, dem deutschen Leser hier ein reicheres und vollständigeres Material zur Beurtheilung des russischen Dichters vorliegt, als den Russen selbst durch ihre Sammlungen geboten wird.

Zu bedauern ist bei alledem, daß die vielen Censurlücken in dem herrlichen Gedichte „Ismaïl-Bey“ unausgefüllt bleiben mußten. Trotz meiner vielen vergeblichen Bemühungen das Fehlende herbeizuschaffen, habe ich die Hoffnung noch nicht aufgegeben,

aus Rußland die letzten Bausteine zu dem — hoffentlich bleibenden — Denkmale zu erhalten, das ich dem fremden Dichter in meiner Heimat gesetzt.

Aus diesem Denkmale tritt uns die Persönlichkeit des Dichters selbst, in ganzer Naturwahrheit und Lebenswärme entgegen. Lermontoff's Werke sind seine Biographie.

Wenige Dichter haben wie er unter allen Umständen den Muth der Wahrheit vor sich selbst und vor der Muse gehabt.

Aufgewachsen in einer Welt, wo Gleißnerei und Verstellung zum guten Ton gehört, blieb er bis zu seinem letzten Athemzuge aller Lüge und Verstellung unfähig.

Getäuscht und in's Unglück gestürzt durch falsche Freunde, dazu durch sein schicksalbewegtes, unstätes Leben häufig den Armen wirklicher Freundschaft entrissen, blieb er durch Glück und Unglück unwandelbar treu in seiner Freundschaft, aber auch — unversöhnlich in seinem Hasse. Und er hatte ein Recht zu hassen, wie Wenige!

Was ihn von Innen hob, stürzte ihn von Außen; er aber hörte nicht auf, dem Gotte in seiner Brust zu opfern und die Götzen der Welt zu verspotten,

vor welchen man ihn zwingen wollte seine Kniee zu beugen und anzubeten. Verketzert um deswillen was er für heilig hielt, in Widerspruch mit Allem was ihn umgab, bestraft wenn er sprach, beargwohnt wenn er schwieg, umspäht von allen Seiten und unfähig auf die Dauer seine Gefühle und Gedanken zu unterdrücken, vertraute er sich ganz und rücksichtslos nur seiner Muse an, bei der er Trost und Ersatz fand für die Irrsale und Entbehrungen seines Lebens.

Er war nur glücklich wenn er schuf, und konnte nur schaffen wenn er begeistert war, gleichviel ob Freude, Schmerz, Zorn, Wehmuth oder Uebermuth den Anlaß dazu bot. Aber ohne solchen Anlaß, ohne wirklichen Drang von Innen warf er sich nie in die Arme der Muse, so daß alle seine Schöpfungen Gelegenheitsgedichte im Göthe'schen Sinne des Wortes sind.

Das bloße Nebeln und Schwebeln der Phantasie war ihm vollständig fremd; ob er zum Himmel oder zur Hölle blickt, er nimmt immer einen festen Standpunkt auf Erden ein.

Hieraus und aus seiner scharfen Beobachtungsgabe, verbunden mit einer vollkommenen Herrschaft über die Sprache, erklärt sich die außerordentliche Naturtreue, Korrektheit und Farbenfrische seiner Schilde-

rungen in den epischen Gedichten. Dieselbe künstlerische Gewissenhaftigkeit geht durch seine lyrischen Ergüsse, die immer ein treues Spiegelbild seiner Stimmungen sind. Wie ein Sonnenstrahl bricht die Begeisterung plötzlich in sein dunkles Leben, vereint sein Denken und Empfinden in einen Brennpunkt und es lodert auf als Gedicht.

Dieses Nahen der Begeisterung, die Freude die er daran hat und die Erleichterung die er danach fühlt, findet sich oft genug in seinen Gedichten ausgedrückt, wie z. B. in den Vorklängen zu Ismaïl-Bey:

„Auf's Neu der Brust, die leblos lang,
Ist die Begeisterung erschienen:
Den Gram, der Leidenschaft Ruinen,
Mir umzuwandeln in Gesang ..."

Nach dem Obigen wäre Lermontoff also, wenn man ihn literarhistorisch unter Dach und Fach bringen will, zu den subjektiven Dichtern zu rechnen, da seine eigene geistige Persönlichkeit den Hauptinhalt seiner poetischen Schöpfungen bildet, und mit wenigen Ausnahmen auch da, wo er fremde Personen und Zustände schildert, sein eigenes Denken und Empfinden überall leicht erkennbar ist. Man muß sich jedoch wohl

hüten, den Schulbegriff welchen unsere Aesthetiker an das Wort subjektiv knüpfen, in Betreff Lermontoff's als erschöpfend zu betrachten. Denn obwohl dieser Poet in seinen Stimmungsgedichten sich ganz selbst giebt, mit allen Licht- und Schattenseiten seines Charakters, und obwohl er in seinen erzählenden Dichtungen meist solche Helden schildert, denen er sein eigenes Denken und Empfinden unterlegen kann, wie z. B. in dem Tscherkessenknaben, Ismaïl-Bey, und theilweise auch im Dämon, — so würde doch schon das einzige Lied von dem Zaren Iwan Wassiljewitsch, seinem jungen Leibwächter und dem kühnen Kaufherrn Kalaschnikow genügen um den Beweis zu liefern, daß Lermontoff alle Elemente zu objektiver Gestaltung in sich vereinte.

In seinem kurzen und stürmischen Leben wurde ihm zu solcher Gestaltung leider zu wenig Zeit und Ruhe geboten.

Ganz konnte er dem ihm innewohnenden Gestaltungsdrange nie widerstehen; ebensowenig vermochte er sein gerechtes Zürnen und die ihm vom Schicksale aufgedrängten Betrachtungen über Welt und Menschen, wofür er sonst kein Gehör fand, zu unterdrücken, und so entwickelte sich in ihm auf das

Natürlichste jene Mischgattung der Poesie, wo Epik und Lyrik, Handlung und Reflexion, Spott und Ernst, antiker Schönheitssinn und die Zerrissenheit und ätzende Ironie des heutigen Menschen Hand in Hand gehen, — jener Mischgattung der Poesie, deren erster Hohepriester Lord Byron war ...

Man hat viel von dem Einflusse gesprochen, welchen Byron auf Lermontoff geübt.

Dieser Einfluß kann nicht geläugnet werden. Derselbe erstreckte sich nicht blos auf Lermontoff, sondern schon auf seinen großen Vorläufer Puschkin, wie überhaupt auf die ganze moderne slavische Kunstpoesie.

Alexander von Herzen sagt darüber sehr treffend: „Man tritt niemals aus dem intimen Verkehr mit einer kräftigen sympathischen Natur, ohne einen Einfluß von ihr erlitten zu haben, ohne reifer durch sie geworden zu sein; selbst die durch die Sympathie eines uns lieben Wesens empfangene Bestätigung dessen, was wir in unserm Herzen haben, giebt uns einen Schwung, eine Sicherheit mehr; aber von diesem Einfluß, von dieser natürlichen Einwirkung eines großen Dichters auf einen andern, ist es bis zum Titel des Nachahmers — weit!"

Mehr als in Byron, dem freien Sohn eines freien Landes, fand in Lermontoff, dem nur innerlich Freien aber nach Außen Gebundenen, das dämonische Element seine poetische Berechtigung.

Byron hatte nur mit der Unnatur, der Heuchelei und dem Blendwerk zu kämpfen, worüber die Propheten und Weisen aller Zeiten und Länder zu klagen gehabt. Er durfte laut seine Stimme dagegen erheben, den Wahn bekämpfen, die Heuchler entlarven, das Blendwerk zerstören, und die Lüge mit dem blanken Schwerte der Wahrheit zu Boden schlagen.

Lermontoff aber, mit der ihm angeborenen Begeisterung für das Schöne, das ohne Tugend und Wahrheit nicht gedacht werden kann, sah sich allein und einsam in einer ihm fremden Welt, die man seine Heimat nannte. Er sah sich umgeben von Menschen die ihn nicht verstanden, oder nicht verstehen durften, und schwebte so immer in der Gefahr, irre an sich selbst oder an der Welt zu werden. Hochgemuth trat er in die Schranken für Wahrheit und Recht, aber gleich nach den ersten Streichen wurden ihm die Hände gebunden, und statt des Lorbeers ward ihm ein Dornenkranz auf die hohe Stirn gedrückt. In der Verbannung mußte er büßen für seine Be-

geisterung und nur im Kerker durfte der junge Adler die Kraft seiner Flügel erproben. Was Wunder, daß ihm da die Zornesadern öfter schwollen, als andern Dichtern, und daß sein Grollen dann in gewaltigen Akkorden der jugendstarken Brust enttönte!

Die Schicksale Lermontoff's dürfen bei einer gerechten Würdigung seiner Gedichte nicht außer Acht gelassen werden. Manches erklärt sich daraus und Manches entschuldigt sich dadurch. Ein poetischer Wehruf hinter Kerkergittern macht uns einen andern Eindruck als das effekthaschende Gähnen eines gelangweilten Dichterlings, oder die empfindsamen Schwanenlieder frömmelnder Herzens- und Schmerzensreimlinge.

Daß bei Lermontoff's gewaltigen Zornesklängen hin und wieder Mißtöne mit unterlaufen, daß manches harte Wort, manches grelle Bild hätte können vermieden werden, will ich nicht läugnen. Aber wo ist ein Dichtergarten, in welchem alles Unkraut fehlt?

Es wäre mir ein Leichtes gewesen, manche Unebenheit auszugleichen, manche bittere Stelle zu überzuckern, aber ich wollte meinen Lesern den Dichter ganz vorführen wie er ist; mit den Furchen des Leidens und Denkens auf seiner Stirn, mit dem Ausdruck des Spottes um seine Lippen — aber Alles

verklärt durch das Feuer der Begeisterung in seinem seelenvollen Auge.

Es ist gerecht, zu bemerken, daß die etwaigen Vorwürfe welche man den Gedichten machen könnte, nur in wenigen Fällen den Dichter selbst treffen, weil es diesen wohl immer, in guten wie in bösen Stunden, drängte seiner Begeisterung Worte zu leihen, aber nie, vor die Oeffentlichkeit damit zu treten. Die Verse:

„Nicht um die Gunst der Menge zu erstreben
Sing' ich mein Lied — denn kein Verlangen hegt
Nach solchem Kranz, wer Stolz im Busen trägt:
Gesang und Liebe sind des Dichters Leben,
Das ohne diese grau und öde ganz,
Wie nächt'ger Himmel ohne Sternenglanz."

sind ihm aus tiefster Seele geschrieben.

Wie schon oben bemerkt gab Lermontoff selbst nur eine verhältnißmäßig sehr kleine Anzahl seiner Gedichte heraus, und auch diese mußten ihm von seinen Freunden erst abgedrungen werden um an die Oeffentlichkeit zu treten. Alle Gründe dieser seltenen Enthaltsamkeit genau anzugeben, dürfte Niemand im Stande sein; gewiß ist, daß sein stolzer Ekel vor der Censur eine Hauptrolle dabei spielte:

„Denn die Censur beschränkt stets mein Talent,
Wenn sich's entwickeln will, auf ein Fragment."

Fortdauernde Widerwärtigkeiten des Lebens üben auf schwache und starke Gemüther eine sehr verschiedene Wirkung, wie Glas zersplittert und Eisen sich stählt unter den Schlägen des Hammers. Lermontoff's Charakter war ein also gestählter, der um so heftiger wieder aufschnellte, je mehr man ihn niederdrücken wollte.

Er konnte dem Schicksal das ihn verfolgte nicht widerstehen, und wollte ihm doch nicht unterliegen. Er war zu schwach es zu beherrschen, und zu stolz sich davon beherrschen zu lassen.

Daher die zürnende Glut, die stürmische Unruhe in vielen seiner Dichtungen, in denen Himmel und Erde sich wiederspiegeln wie im sturmbewegten Meere bei Gewitterleuchten.

Daher auch jene Verbitterung und Reizbarkeit, wodurch er im Leben oft seine besten Freunde zurückstieß und zu verschiedenen Duellen Anlaß gab, deren erstes langwierige Festungsstrafe und deren letztes seinen frühen Tod zur Folge hatte. († $\frac{15}{27}$. Juli 1841.)

Ob er dies letzte Duell herbeigeführt durch unvorsichtiges Spötteln und Witzeln, wie Einige behaupten — oder ob sein Gegner, H. v. Martynoff, ihn nur forderte weil er sich — wie Andere behaupten

— beleidigt fühlte durch verschiedene Stellen in einem Romane*) Lermontoff's, welche Anzüglichkeiten auf seine Familie enthalten sollten, will ich hier unentschieden lassen. Lermontoff's Sekundant, H. v. Gleboff, der seinem erschossenen Freunde die Augen zudrückte, erzählte mir die Geschichte im letzteren Sinne.

Gewiß ist, daß Lermontoff, wie er sich in dem Haupthelden seines Romans selbst mit etwas grellen Farben malt, in ähnlicher Weise auch die andern darin spielenden Figuren nach der Natur gezeichnet, so daß es den Urbildern nicht schwer werden konnte sich wiederzuerkennen.

Das Buch ist in schöner und gedankenreicher Prosa geschrieben und liefert einen vortrefflichen Kommentar zu der Duma:

„In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich-frühe Reife büßt" 2c.

---

*) Man hat von diesem Romane „der Held unserer Zeit" verschiedene Uebersetzungen im Deutschen. Ein in sich abgeschlossenes Bruchstück daraus: „Bela" hat Varnhagen von Ense mit der ihm eigenthümlichen Formvollendung wiedergegeben. Die neueste Uebertragung des ganzen Romans, welche mir erst eben beim Schreiben dieses Schlußwortes zu Händen kommt, ist [illegible] Dr. A. Boltz in Berlin.

Ein zu Ende der Erzählung geschildertes Duell, wo derjenige dem es durch das Loos bestimmt ist das feindliche Feuer zuerst auszuhalten, sich an den Rand eines Abgrundes stellen muß, um bei erheblicher Verwundung gleich einem sichern Tode entgegenzustürzen, veranschaulicht merkwürdigerweise ziemlich genau die Art wie Lermontoff später selbst um's Leben gekommen.

Erklärlich wird diese überraschende Aehnlichkeit der Lage durch den Umstand, daß Lermontoff grundsätzlich ein abgesagter Feind des Duells war, aber wenn er dazu gezwungen wurde, weder ein Kinderspiel daraus machen noch sich zum Krüppel schießen lassen wollte, sondern solche Anstalten traf, daß Einer von Beiden unvermeidlich auf dem Platze bleiben mußte.

Er hatte den Muth das Duell als eine der schlimmsten Ausgeburten menschlicher Thorheit zu brandmarken, und hatte nicht den Muth sich von dieser Thorheit ganz fern zu halten. Er suchte sie nicht, aber ging ihr auch nicht aus dem Wege. Er wußte und sang:

„Wie Männer in des Geistes Kindheit
Stets voll sind von dem Muth der Blindheit,“

und zog es doch vor, mit offenem Auge diesen Muth der Blindheit zu zeigen, als sich über die Meinung und das Gerede von Menschen hinwegzusetzen, die er von Grund seines Herzens verachtete! Solcher Widersprüche finden sich viele in seinem Leben, aber sie alle lassen sich auf die Hauptquelle seiner Leiden zurückführen, und in den meisten Fällen dadurch entschuldigen.

Es ist geradezu unmöglich, daß ein Mensch unter ähnlichen Verhältnissen nicht zuweilen aus dem Gleichgewichte gebracht werde. Höhere Einsicht wird dem Weisen die Thorheiten der Welt zeigen, aber ihn nie ganz davor wahren, ihn nie ganz den Einflüssen seiner Umgebung entziehen.

Bei der Beurtheilung eines hervorragenden Geistes darf jedoch nicht das maßgebend sein was er mit der unter ihm stehenden Menge gemein hat, sondern das was ihn davon unterscheidet, was ihn darüber emporhebt.

Lermontoff's Fehler theilte so ziemlich die ganze jüngere Generation der russischen Aristokratie mit ihm; in seinen Vorzügen aber stand er allein. Das richtigste Bild von ihm werden immer seine Werke geben, wo er sich ganz zeigt wie er war, während er im Leben sich meist nur zeigte, wie er scheinen wollte. Man

darf dies nicht von der schlimmen Seite auffassen, denn wo er eine Maske vorsteckte, that er es nie in schlimmer Absicht. Er war unglücklich, aber zu stolz sein Unglück zu zeigen; darum verbarg er den Schmerz unter der Maske der Heiterkeit und zu seinen beißendsten Witzen gaben seine Thränen das Salz her.

„Klagt nicht ob meinen Leiden
In diesen Kerkermauern —
Ich lasse euch eure Freuden,
Und schenke euch euer Bedauern!“

* * *

Als Streiflicht auf Lermontoff's äußere Erscheinung mögen hier die Eindrücke meiner ersten Begegnungen mit ihm ihre Stelle finden, soweit dieselben in meiner Erinnerung lebendig geblieben, denn leider bin ich in Rußland selten dazu gekommen ein regelmäßiges Tagebuch zu führen, einmal weil ich von jeher ein langsamer und schwerfälliger, immer des geistigen Wiederkäuens meiner Eindrücke bedürftiger Schreiber war, und dann, weil mich meine — vielleicht übertriebene — Vorsicht abhielt meinem Gedächtnisse anders als an seiner schwachen Stelle, d. h. durch Zahlen und Namen nachzuhelfen.

Es war zu Moskau im Winter 18$\frac{40}{41}$, kurz vor Lermontoff's letzter Reise nach dem Kaukasus, als ich an einem trüben Sonn- oder Festtage mit Paul von Alßufiew, einem sehr geistreichen jungen Russen, in einer damals sehr fleißig von den moskowischen Bojarensöhnen besuchten französischen Restauration zu Mittag speiste.

Es gesellten sich während des Essens noch einige Bekannte zu uns, worunter ein junger Fürst von auffallend schöner Gesichtsbildung und etwas beschränktem Verstande, aber großer Gutmüthigkeit, da er alle Witze welche die Andern über ihn rissen, gemüthlich über sich ergehen ließ.

Der leichte Witz, das Schaumschlagen des Geistes, das schnelle Zusammenklappen kontrastirender Aeußerlichkeiten — mit einem Worte: der französische Esprit ist dem vornehmen Russen meist so geläufig wie die französische Sprache.

Wir waren schon beim Champagner. Unsere Gläser flossen über von dem schneeigen Schaume, wie die Lippen meiner Tischgenossen von guten und schlechten Witzen, während ich, damals ein frischer und pausbackiger, aber ziemlich unbeholfener und sentimentaler Jüngling von noch nicht 22 Jahren,

mehr zuhörte als mitsprach, und mich unter dieser glatten, schon ziemlich verlebten Gesellschaft eigenthümlich genug ausnehmen mochte.

„Ah, Michaïl Juritsch!“ riefen plötzlich ein paar meiner Tischgenossen einem eben eintretenden jungen Offizier entgegen, der Herrn v. Alßufiew durch einen leichten Schlag auf die Schulter, den jungen Fürsten durch ein „Nun, wie geht's, du Schlaukopf!“ (Umnik) und die übrige Gesellschaft durch einen kurzen „guten Abend!“ begrüßte. Der Eingetretene war ein Mann von vornehm ungezwungener Haltung, mittler Statur und ungemeiner Elastizität der Bewegung. Er bückte sich, als er beim Herausreißen des Taschentuchs, um sich den aufgethauten Schnurrbart abzutrocknen, eine Cigarrenbüchse oder Brieftasche auf das Parquet fallen ließ, mit solcher Geschmeidigkeit, als ob ihm alle Knochen gebrochen wären, obgleich man nach Brust und Schultern auf ziemlich starke Knochen schließen konnte.

Das enganliegende, blonde, zu beiden Seiten leicht gekräuselte Haar ließ die ungewöhnlich hohe Stirn ganz frei. Das große, seelenvolle Auge schien an dem spöttischen Ausdruck, der den feingeschnittenen Mund des jungen Offiziers umzuckte, keinen Theil zu haben.

Er war augenscheinlich nicht im Paradeanzuge. Um den Hals trug er ein nachlässig geschlungenes schwarzes Tuch, unter welchem der nicht ganz zugeknöpfte und nicht mehr ganz neue Uniformrock, von welchem die Epauletten abgenommen waren, blendend feine Wäsche durchschimmern ließ.

Wir hatten bis dahin französisch gesprochen. Alßufiew stellte mich dem Ankömmlinge in derselben Sprache vor. Dieser wechselte ein paar flüchtige Phrasen mit mir und setzte sich dann zu uns um zu essen. Bei der Wahl der Speisen, dem Rufen und Fortschicken des Kellners, gebrauchte er gegen diesen Ausdrücke, die freilich im Munde der meisten — um nicht zu sagen aller — Russen sehr geläufig sind, die mich aber bei diesem Gaste — es war Michaïl Lermontoff — sehr unangenehm berührten; Ausdrücke, die jeder Fremde in Rußland zuerst verstehen lernt, weil er sie täglich und überall hört, die aber kein Fremder von Bildung — es müßte denn ein Grieche oder Türke sein, bei welchen genau dieselben Ausdrücke heimisch sind — wagen wird durch das geschriebene Wort in seine Muttersprache zu übersetzen.

Als Lermontoff in Hast einige Bissen von

verschiedenen Schüsseln heruntergeschluckt und ein paar Gläser Wein nachgestürzt hatte, wobei er seine feinen, sorgfältig gepflegten Hände nicht unter den Tisch steckte, — wurde er sehr gesprächig, und was er sagte, muß witzig oder komisch genug gewesen sein, da er verschiedene Male durch ein gründliches Gelächter unterbrochen wurde. Mir blieben die Witze leider unverständlich, da er absichtlich nur russisch, dazu sehr schnell sprach, und ich damals das Russische nicht hinlänglich verstand um ihm folgen zu können. Ich merkte nur, daß sein Witz sich um Persönlichkeiten drehte, ein paar mal aber an dem Witze Aßufiew's so derb abprallte, daß er es für gut fand nachher ausschließlich den jungen Fürsten zur Zielscheibe zu nehmen.

Eine Zeitlang ertrug dieser Lermontoff's Witzeleien mit gewohnter Gutmüthigkeit; auf die Dauer wurde es ihm aber doch zu stark, und er wies den Sprudelkopf zuletzt mit einer würdevollen Bemerkung zurück, welche zeigte, daß er bei aller Beschränktheit des Verstandes doch das Herz auf dem rechten Flecke hatte.

Es schien Lermontoff aufrichtig leid zu thun, den Fürsten, seinen Jugendfreund, beleidigt zu haben,

und er gab sich alle Mühe ihn wieder zu versöhnen, was ihm auch bald gelang.

Ich hatte Lermontoff damals schon aus seiner ersten, im Jahre 1840 erschienenen, Gedichtsammlung kennen und lieben gelernt, aber an jenem Abend machte er mir einen so wenig angenehmen Eindruck, daß ich nicht die geringste Neigung verspürte ihm persönlich nahe zu treten. Die ganze Unterhaltung seit seinem Eintreten war mir in's Ohr geklungen als ob Jemand auf Glas gekritzelt hätte.

Ich habe es, vielleicht zu meinem Schaden, nie im Leben über mich gewinnen können, bei einem gesellschaftlichen Störenfried, mochte er sonst eine Stellung einnehmen welche er wollte, die ersten Schritte der Annäherung zu thun, oder die Unarten berühmter oder begabter Männer durch ihre Berühmtheit oder Begabung zu entschuldigen. Ich habe häufig gefunden, daß man ein gründlicher Gelehrter, leidlicher Tastenschläger, Poet oder Schriftsteller sein, und dabei im Umgange gründlich unleidlich erscheinen kann. Der Regel nach ist in meinem Umgange mit Menschen die erste Begegnung immer entscheidend gewesen; bei Lermontoff wurde mein erster un-

angenehmer Eindruck bald durch angenehmere Eindrücke in den Hintergrund gedrängt.

Schon am nächsten Abend, wo ich ihn im Salon der Frau v. Momonoff wiedertraf, lernte ich ihn in seiner ganzen Liebenswürdigkeit kennen, und er konnte sehr liebenswürdig sein.

Gab er sich Jemand hin, so that er's mit ganzer Seele, aber es mochte wohl selten im Leben vorkommen. Die intimsten und beständigsten freundschaftlichen Beziehungen unterhielt er mit der geistreichen Gräfin Rastoptschin, die deshalb wohl am meisten befähigt sein möchte, Aufschlüsse über seinen Charakter zu geben.

Von Leuten, die ihn nicht hinlänglich genau kannten, um seine Schwächen seiner überwiegenden vortrefflichen Eigenschaften wegen zu übersehen, wurde er meist gemieden, da sein etwas bissiger Witz öfter mit ihm durchging als gut war. Uebrigens konnte er auch weich und sanft sein wie ein Kind, und im Allgemeinen war eine tiefernste, oft melancholische Stimmung bei ihm vorherrschend.

Dieser tiefe Ernst bildete den Grundzug seines edlen Gesichtes, wie derselbe auch durch alle seine bedeutenderen Schöpfungen geht, zu welchen die

leichteren, witzigen Gedichte in demselben Verhältnisse stehen, in welchem der spöttelnde Zug um seine feingeschnittenen Lippen zu seinen großen, seelenvollen Augen stand.

Das prometheïsche Schicksal Lermontoff's haben viele seiner Landsleute mit ihm getheilt, aber keinem hat wie ihm der Schmerz solche Thränenperlen ausgepreßt, im Leben ihm das Herz zu erleichtern und im Tode ihm einen Ruhmeskranz um seine bleiche Stirn zu schlingen.

Es wiederholte sich bei Lermontoff was die Sage des Morgenlandes vom Erzvater Abraham erzählt, daß König Nimrud ihn in's Feuer werfen ließ, weil er Jehovah höher stellte als die Götter der Heiden. Aber siehe, Jehovah erbarmte sich seiner und verwandelte die lodernden Flammen in kühlende Rosen.

* * *

Um Lermontoff's Stellung als Dichter in der russischen wie in der Welt-Literatur richtig zu würdigen, muß man zunächst in's Auge fassen: daß er sich am größten zeigt wo er am volksthümlichsten ist, und daß doch der höchste Ausdruck dieser Volksthümlichkeit (S. das Lied vom Zaren Iwan Wassil-

jewitsch) nicht des geringsten Kommentars bedarf um überall verstanden zu werden. Es ist dies umsomehr zu bewundern, als die hier geschilderten Sitten und Eigenthümlichkeiten den Nichtrussen ebenso fern liegen wie das vom Dichter gewählte Versmaß, welches erst durch meine Nachbildungsversuche in Deutschland bekannt geworden ist, und in Rußland etwa dieselbe Bedeutung hat wie bei uns die Nibelungenstrophe.

Das Gedicht ist von wahrhaft homerischer Treue, Erhabenheit und Einfachheit, und hat auch in verschiedenen deutschen Hauptstädten, wo es von geschickten Rhetoren vorgetragen wurde, den mächtigsten Eindruck auf die Zuhörer gemacht. Da das Gedicht ein Stück russischer Vergangenheit wiedergiebt und ganz in russischem Boden wurzelt, so mag es vielleicht manchem Leser interessant sein, das Urtheil eines berühmten russischen Kritikers, Schewyrew, den man in keiner Hinsicht zu den Lobhudlern Lermontoff's rechnen darf, darüber zu hören: „Man kann nicht genug darüber erstaunen, wie vortrefflich der Dichter es verstanden hat, alle charakteristischen Eigenschaften unserer alten Volkslieder sich anzueignen. Nur in sehr wenigen Versen ändert er den Volston. Wenn jemals eine freie Nachbildung den Rang eigener

Schöpfung erhalten kann, so ist es sicher hier der Fall; denn ein der Zeit nach uns weit entrücktes russisches Gedicht nachahmen, ist eine weit schwerere Aufgabe als einen poetischen Zeitgenossen nachahmen, dessen Gedanken in unserem geistigen Sein sich bewegen. Dazu hat der Inhalt des Gemäldes historische Bedeutung und der Charakter des Leibwächters wie des Kaufmanns ist rein volksthümlich."

Von den übrigen Erzeugnissen Lermontoff's stellen die russischen Kritiker den „Tscherkessenknaben" oben an, wie denn auch unser Robert Prutz dieses Gedicht mit Recht „ein köstliches Juwel der Poesie" nennt. Ich, für meine Person, möchte „Ismaïl-Bey" den Vorzug geben; doch kann hier, wo sich so ziemlich überall eine gleiche poetische Kraftfülle offenbart, natürlich nur von einem „mir gefällt dies besser" die Rede sein.

Lermontoff hat dies mit den großen Dichtern aller Jahrhunderte gemein, daß seine Dichtungen die Zeit, in welcher sie sich bewegen, auf das Treueste wiederspiegeln mit all ihren guten und schlechten Eigenthümlichkeiten, ihrer Weisheit und ihrer Thorheit, und daß sie zugleich beitragen ein gutes Theil dieser schlechten Eigenthümlichkeiten und dieser Thorheit abzustreifen.

Unser Dichter unterscheidet sich von seinen Vorgängern und Zeitgenossen aber dadurch, daß er zuerst der Naturschilderung ein breiteres Feld in der Poesie anwies und daß er auf diesem Felde bis jetzt unerreicht dasteht.

Er hat in seinen Schilderungen die schwierige Aufgabe gelöst, zugleich den Anforderungen des Naturforschers und des Aesthetikers gerecht zu werden.

Ob er die Bergriesen des vielgegipfelten Kaukasus vor uns aufsteigen läßt, daß unsere Blicke schwindeln vor den Schneekuppen über uns und den Abgründen unter uns; — ob er den Gießbach aus der Felswand lockt,

„von steilen Höhn, wo selbst der Gemse bang,"

ihn sich krümmen macht „wie gebogenes Glas" in Abgründen verschwindend, neue Zuflüsse sammelnd und „in trüber Flut" wieder hervorrauschend; ob er die Berghütten und Wälder des Daghestan, oder die Blumen malt die auf Georgiens quellendurchrauschten Fluren blühn; ob er die Wolken zeigt die am blauen, endlosen Himmel ziehn, oder den Renner der über die blaue, endlose Steppe fliegt; ob er die heilige Stille des Waldes, oder das wilde Getöse der Schlacht schildert: immer ist er wahr und naturtreu

bis in die kleinsten Einzelheiten; unsern Augen liegt Alles farbenbestimmt offenbar und doch weht ein geheimnißvoller poetischer Duft aus allen seinen Gebilden, als ob die Wälder, die Blumen, die Wiesen uns unmittelbar ihren Wohlgeruch entgegenhauchten.

Der Kampf des Tscherkessenknaben mit dem Tiger, der Faustkampf auf der Mosqua, die Schlachtscenen aus Ismaïl-Bey, Stellen wie:

„In trüber Flut braust der Argun durch's Land,
Des Winters Fesseln sind ihm unbekannt,
Nie unter Eisesdruck ward er gebeugt,
Denn selbst von Eis und Schnee ward er gezeugt“ ꝛc.

oder:

„Schon ist bei hellem Sternenschein
Der Abend ganz hereingebrochen;
Aus tiefzerklüftetem Gestein
Kommt eine Schlange angekrochen.
Sie spielt und hebt sich — bleibt dann träge
Sich krümmend, liegen auf dem Wege,“ ꝛc.

ferner wie Hadshi-Abrék mit dem blutigen Haupte Leila's sich auf's Pferd schwingt:

„Doch wundersame Furcht erfaßt
Das treue Thier, und sträubend wehrt
Es sich der Bürde, fletscht die Zähne,
Nagt am Gebisse, sträubt die Mähne,

Scharrt wild die Erde mit dem Huf,
Hört wiehernd nicht des Reiters Ruf,
Bäumt sich und will nicht von der Stelle.“ rc.

und unzählige andere Stellen aus den kaukasischen Gedichten gehören zu dem Schönsten was die Poesie zu bieten vermag.

Zwei der berühmtesten Gelehrten der Neuzeit, Alexander von Humboldt und Christian Oersted, haben — der erstere in seinem Kosmos (Th. II. S. 1—103), der zweite in seiner Abhandlung über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Dichtkunst (der Geist in der Natur, Th. II. S. 1—52) mit Nachdruck darauf hingewiesen, wie es an der Zeit sei, den Forschungen und Entdeckungen der Naturwissenschaft ihre Mitwirkung zur Bildung des mehr erweiterten Schönheitsreiches, das unser Jahrhundert fordern muß, in höherem Grade einzuräumen als solches bisher geschehen.

„Wenn — sagt Humboldt — die sogenannte „beschreibende Poesie“ als eine eigene, für sich bestehende Form der Dichtung mit Recht getadelt worden ist, so trifft eine solche Mißbilligung gewiß nicht ein ernstes Bestreben, die Resultate der neueren inhaltreicheren Weltbetrachtung durch die Sprache, d. h.

durch die Kraft des bezeichnenden Wortes, anschaulich zu machen. Sollte ein Mittel unangewandt bleiben, durch welches uns das belebte Bild einer fernen, von Anderen durchwanderten Zone, ja ein Theil des Genusses verschafft werden kann, den die unmittelbare Naturanschauung gewährt? Die Araber sagen figürlich und sinnig, die beste Beschreibung sei die, „in welcher das Ohr zum Auge umgewandelt wird." Es gehört in die Leiden der Gegenwart, daß ein unseliger Hang zu inhaltloser poetischer Prosa, zu der Leere sogenannter gemüthlicher Ergüsse, gleichzeitig in vielen Ländern, verdienstvolle Reisende und naturhistorische Schriftsteller ergriffen hat ... Naturbeschreibungen, wiederhole ich hier, können scharf umgrenzt und wissenschaftlich genau sein, ohne daß ihnen darum der belebende Hauch der Einbildungskraft entzogen bleibt."

Wer sich die lehrreiche Mühe giebt, die angeführten Schriften selbst im Zusammenhange zu lesen, wird finden daß Lermontoff in seinen Poesieen ein gutes Theil von dem erfüllt hat, was die beiden großen Gelehrten als ein Bedürfniß der Zeit anerkennen und als lebhaften Wunsch aussprechen.

Man nenne mir eines der vielen dickbändigen geographischen, historischen und anderen Werke über

den Kaukasus, aus welchem man die charakteristische Natur dieses Gebirges und seiner Bewohner so lebendig, wahr und treu kennen lernte, als aus einer der größeren, im Kaukasus spielenden, Lermontoff'schen Dichtungen.

Ich muß es hier bei allgemeinen Fingerzeigen, bei Hinweisungen auf das Wichtigere bewenden lassen, wenn das „Schlußwort" nicht an Umfang die Gedichte selbst übertreffen soll. Zu diesem Wichtigeren aber rechne ich vor Allem die Feuerprobe eines hervorragenden Dichters: daß er auf der Höhe seiner Zeit steht, das Zeitliche in seinen Gedichten treu wiederzugeben und doch Ewiges hineinzulegen weiß. Denn zu der bloßen Kunst irgend eine lustige oder traurige Geschichte in Vers und Reim zu bringen, reicht eine sehr geringe Begabung aus, zumal bei geschulten Leuten das Versemachen und Reimen, gleichwie das Klavierspielen, eine ziemlich allgemeine Kunst geworden, obwohl die Poesie durch Verallgemeinerung der Reimkünstelei so wenig gewonnen hat wie die Musik durch Verallgemeinerung des Klavierklimperns. Trotzdem ist das Eine wie das Andere zur Förderung des Schönen nicht ohne Nutzen. Das Interesse an der Kunst wird dadurch geweckt und die Empfänglichkeit dafür gesteigert.

* *
*

In der Einleitung zum ersten Bande dieses Werkes habe ich Puschkin den poetischen Vater Lermontoff's genannt. Es bleibt mir übrig hier kurz die Familienähnlichkeit Beider nachzuweisen und den Punkt anzudeuten wo sie auseinandergehen.

Die poetische Kraft Puschkin's — von welcher die bisher erschienenen metrischen Uebersetzungen dieses Dichters den Deutschen nur eine schwache Idee geben*) — äußerte sich in seinen reiferen Schöpfungen zu volksthümlich und mit zu großer Herrschergewalt, als daß die Jüngeren hätten seinem siegreichen Einflusse widerstehen können, der eben da am größesten war, wo ihm — in Lermontoff — die größte Begabung entgegenkam.

Lermontoff zeigte sich dadurch als würdiger Nachfolger seines großen Vorgängers, daß er sein reiches Erbtheil sich und seinem Volke zu Nutze zu machen wußte, ohne in sklavische Nachahmung zu verfallen. Er lernte von Puschkin die Einfachheit

*) Dagegen ist die Verdeutschung einer Puschkin'schen Novelle: „die Kapitänstochter" von Wilhelm Wolfsohn, sowie das ganze Werk, welches dieser ebenso sachkundige wie elegante Uebersetzer unter dem Titel „Rußlands Novellendichter" vor einigen Jahren herausgegeben hat, sehr zu empfehlen.

des Ausdrucks, das richtige Maß der Freiheit in der Gebundenheit; er lauschte ihm die Geheimnisse der Form ab. Einige seiner früheren lyrischen Gedichte — wovon ich eines „der Zweig aus Palästina“ aufgenommen habe — erinnern unwillkürlich an Puschkin; eine gewisse formelle Aehnlichkeit mit Puschkin geht noch durch verschiedene andere seiner Dichtungen, wie z. B. „die Rentmeisterin“; aber größer und bestimmter als diese Aehnlichkeiten sind die Gegensätze welche sich im Charakter und in den Werken beider Dichter offenbaren. Jene Aehnlichkeiten sind etwas mehr Zufälliges, Aeußerliches, Gegebenes; diese Gegensätze sind das Charakteristische, von Innen heraus Entwickelte oder Gewordene der beiden Dichter-Individualitäten.

Die poetischen Mittel Puschkin's und Lermontoff's waren so ziemlich dieselben, gleichwie die Umstände unter welchen sie sich entwickelten; nur die Entwicklung selbst war verschieden.

Beide Dichter mußten die ersten poetischen Ausbrüche ihres jugendlichen Freiheitsdranges durch Verbannung büßen. Puschkin kehrte aus der Verbannung zurück — Lermontoff starb in der Verbannung.

Puschkin fand eine Brücke der Verständigung und Versöhnung mit den Menschen und Zuständen die

er auf das Glühendste bekämpft hatte, denen er unversöhnlichen Haß geschworen! Lermontoff fand eine solche Versöhnung nie und wollte sie nicht finden, weil sie ganz nie stattfinden konnte, und ihm alles Halbe verhaßt war.

„Puschkin — sagt Herzen, der ihm im Leben nahe gestanden — war vor Allem Künstler, und mit den Bedingungen, seiner Kunst in behaglicher Existenz leben zu können, nahm er es nicht allzugenau.“

Bei Lermontoff dagegen waren Kunst und Leben Eins; er konnte den Künstler nie vom Menschen trennen. Darin liegt der große Unterschied zwischen Beiden!

Man klagte Lermontoff an daß er in stolzer Verblendung sich seiner Heimat entfremde, sein Vaterland nicht liebe. Er antwortete in dem erhabenen Gedichte, welches beginnt:

„Wohl hab' ich Liebe für mein Vaterland,
Doch Liebe eigner Art, die zu bemeistern
Nicht mehr vermag der prüfende Verstand.
Für Barbarei kann ich mich nicht begeistern,
Nicht in der Jetztzeit, nicht im Alterthum.
Ich liebe nicht den bluterkauften Ruhm,
Ich liebe nicht die stolze Zuversicht
Die sich auf Bajonette stützt ...“

Puschkin lernte sich zu begeistern für diesen Ruhm, für diese stolze Zuversicht; er feierte sie in seinen Gesängen. Lermontoff giebt uns auch kunstvollendete Schlachtschilderungen, aber ohne sich dafür mehr zu begeistern, als dem Künstler Noth thut, um etwas lebendig darzustellen; er nimmt dabei einen höheren Standpunkt ein als Puschkin. Den unübertrefflich geschilderten Kampfscenen in „Walerik“ folgt die Betrachtung:

„Platz ist für Alle in der Welt,
Und glücklich könnt ihr sein hienieden —
Ihr aber brecht den Gottesfrieden,
In Haß und Zwietracht geht ihr um,
Und schlagt einander todt — warum?“

Welch ein heiliger Ernst es Lermontoff mit der Kunst war, spricht sich deutlich genug in seinem Klagegesange an Puschkin's Grabe, in der dramatischen Scene: Dichter, Leser und Journalist, in den erhabenen Gedichten: der Prophet, der Dichter, sowie in den zerstreuten Betrachtungen aus.

Und wie tief er in den Herzen der Menschen las, wie richtig er seine Zeit erkannte, wie engverbunden bei ihm Kunst und Leben waren, davon trägt am besten Zeugniß das weihevolle Gedicht, welches beginnt:

„In Trauern blick' ich hin auf das Geschlecht von heute,
Wie es die künstlich=frühe Reife büßt,
Früh schon des Zweifels, der Erkenntniß Beute,
In eine Zukunft schaut, die dunkel oder wüst . . .“

* * *

Soll ich noch ein paar Worte über Lermontoff's Erziehung und Kenntnisse sagen? Einzelheiten aus seiner Jugendzeit weiß ich nicht zu berichten. Der Grund daß es Allen, die über ihn geschrieben haben, an positiven Daten dieser Art fehlt, ist wohl hauptsächlich in dem Umstande zu suchen, daß sein unstätes Leben und sein früher Tod ihm und Andern zu biographischen Aufzeichnungen keine Zeit und Gelegenheit boten. Wer denkt daran, einen jungen Dichter, der sich eben aufthut, gleich nach seinen Schulzeugnissen und Kindheitsanekdoten zu fragen? Interessant zu lesen mögen solche Einzelheiten für Manchen sein, zur Beurtheilung eines Dichters aber scheinen sie mir ziemlich überflüssig, denn was wäre das für ein Dichter, der seine Bildung und Wissenschaft erst durch Schulzeugnisse und gelehrte Citate dokumentiren müßte!

Man weiß von Lermontoff, daß er auf der Schule Alles lernte, was zum Examen nöthig war, und daß er später, aus eigenem Antriebe, gründliche

Kenntnisse in Welt- und Naturgeschichte sich erwarb. Dabei waren ihm, wie das die Erziehung der russischen Aristokratie so mit sich bringt, die deutsche und französische Sprache so geläufig wie die russische, und Englisch und Italienisch verstand er hinlänglich, um irgend einen Autor darin mit gutem Verständniß zu lesen.

Es gilt von Lermontoff ganz besonders was Göthe von allen künstlerisch begabten Menschen überhaupt gelten läßt, daß sie ihre Haupterziehung der Natur und sich selbst zu verdanken haben: „weil ihr Pädagogen nimmer den mannigfaltigen Schauplatz erkünsteln könnt, stets im gegenwärtigen Maß seiner Kräfte zu handeln und zu genießen.“ Und: „schädlicher als Beispiele sind dem Genius Prinzipien.“

* * *

Meine Uebersetzung des zweiten Bandes der Lermontoff'schen Gedichte unterscheidet sich vom ersten dadurch, daß im zweiten Bande nicht immer ein strenges Anschmiegen an das Original ermöglicht werden konnte, weil mir der handschriftliche Nachlaß nicht so abgeschlossen und korrekt vorlag wie der gedruckte. Ich hatte oft zwischen zwei oder drei Lesarten zu wählen, und ganze Seiten des „Dämon“

waren so undeutlich geschrieben und theilweise verwischt, daß meiner eigenen Combinationsgabe ein gutes Theil zu thun übrig blieb. Hier und da fehlte so der innere Zusammenhang, bei dessen Wiederherstellung ich die kaukasische Sage, welche der Dichtung zu Grunde liegt, gewissenhaft benutzte. Die kleinen unumgänglichen Ergänzungen wurden mir um so leichter, als ich den Schauplatz der Dichtung aus eigener Anschauung genau kannte. Mehr oder weniger ist also dieses Gedicht als eine freie Nachbildung der Urschrift zu betrachten...

Der unbedingte Beifall, welchen meine Bearbeitung des ersten Bandes von Lermontoff bei allen Sachkundigen gefunden, und die außerordentlich freundliche Aufnahme welcher sich das Werk überhaupt bei der Kritik wie beim Publikum zu erfreuen gehabt, waren mir eine erquickliche Aufmunterung bei der Fortsetzung der Arbeit bis zum Schluß des Werkes und lassen mich hoffen, daß auch dieser zweite Band einen gleich freundlichen Empfang finden werde.

Ich schließe mit einem Gedächtnißblatte Lermontoff's, welches mir eben, wie ich einen letzten forschenden Blick in meine Mappen werfe, aus einem meiner kaukasischen Tagebücher entgegenfällt:

„Ich bin nicht Byron — bin ein andrer
Verkannter heimatloser Wandrer,
Den man vom eignen Volk vertrieb,
Und hatte doch dies Volk so lieb!
Ich habe früher angefangen
Als er, und werde früher enden,
Wohl ohne — eh' ich heimgegangen —
Wie er so Großes zu vollenden!
Mein Leben ward zu früh verkümmert;
In meiner Brust — wie in der Tiefe
Des Meers — liegt eine Welt zertrümmert
Von Hoffnung, die sich nicht erfüllte.
Wer, der sie zur Vollendung riefe?
Wer, der des Meeres Grund enthüllte?
Wer wird, wenn sie mich falsch verklagen,
Dem Volk die ganze Wahrheit sagen,
Wer wird mir ein gerechter Richter?
Ach! Keiner wird's — wenn nicht ein Dichter!..."

Geschrieben zu Escheberg bei Kassel,
den 3. Oktober 1852.

Anmerkungen.

1 Bekanntlich wurde Puschkin im Duell erschossen. Von den haarsträubenden Einzelheiten welche zu diesem Duell Anlaß gaben, weiß in Rußland Jedermann zu erzählen. Das Wesentliche an der Sache ist in dem Gedichte Lermontoff's hinlänglich klar ausgesprochen und das Uebrige fühle ich mich nicht berufen an die Oeffentlichkeit zu ziehen, zumal erst vor Kurzem, bei Gelegenheit der Sendung des Herrn v. Heeckeren nach Berlin, in den Zeitungen soviel davon aufgefrischt wurde, daß ich wenig Neues hinzuzufügen wüßte.

2 Muride — heißt im Arabischen: der Strebende, oder der Jünger. Im Kaukasus werden alle Anhänger Schamyl's Muriden genannt, weil man ihn selbst hier als gottgesandten Evangelisten einer neuen Offenbarung, als Gründer einer neuen, aus dem Islam hervorgegangenen mystischen Sekte betrachtet. In seiner Eigenschaft als Haupt dieser Sekte oder Schule heißt er Murschid, und seine kriegerischen Anhänger heißen Muriden. Ueber den Zusammenhang dieser Schule mit den Schulen der Sufis, sowie Näheres über die Gliederung des Schamyl'schen Systems und die praktische Anwendung desselben siehe: „F. Bodenstedt, die Völker des Kaukasus." Frankfurt 1848.

Kleine Berichtigungen.

Ich muß es zur Ehre der Setzer gestehen, daß ich an dem einzigen wesentlichen Druckfehler, der sich in vorliegendes Werk eingeschlichen, selbst Schuld bin, indem ich aus Versehen in den Anmerkungen zum 1. Bande (S. 318, unterste Zeile) das russische Längenmaß Saſhén die russische Elle nannte, statt Faden zu schreiben. Die Saſhén ist gleich 3 russischen Ellen (Arschin) oder 7 engl. Fuß.

Die wenigen übrigen Druckfehler sind der Art, daß nicht der Sinn, sondern nur die Korrektheit des Reimes ein paar mal dadurch gestört wird, wie in Ismaïl-Bey, S. 163, wo es in der sechsten Zeile von oben

statt: Die Häuser stehn in bunter Reihe,
heißen muß: Die Häuser stehn in bunten Reih'n —

ferner S. 164, dritte Zeile von unten

statt: Drauf nur Peris und Dſhinnen wandelten
heißt: Drauf nur Peris und Dſhinnen wandern.

Endlich ist im 2. Bande S. 132. kurz vor dem Schlusse der Strophe ein Vers ausgelassen. Die letzten fünf Zeilen müssen folgendermaßen gelesen werden:

Zwar hab' ich Gründe Manches zu verhehlen
Darin — denn Vorsicht hütet vor Verdruß —
Doch dafür kommt ein Stück Moral am Schluß!
Und trotz des Märchens zauberdunklem Wesen,
Kann jedes Kind, was ich erzähle, lesen.

Berlin, gedruckt in der Deckerschen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei.